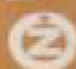
DAN SHOCKER's

Macabros

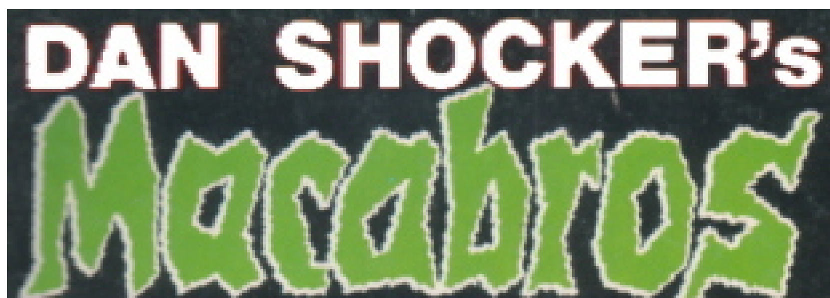


Nr. 83

DM 1.50

Österr. S 12; Schweiz Fr. 1.50
Schwed. Kr. 3.75 incl. moms
Italien L 650; Spanien Pts 60
Printed in Germany

APOKALYPTAS TODBRINGENDE ARMADA



Nr. 83

Apokalyptas todbringende Armada

(Odyssee in der Welt des Atoms 3)

Was zuletzt geschah:

Björn Hellmark, der Mann, der sich verdoppeln kann und sein Leben dem Kampf gegen Rha-Ta-N'my gewidmet hat, die als Dämonengöttin in den Dimensionen des Wahnsinns und Grauens auf ihre Rückkehr zur Erde wartet, befindet sich in einer äußerst schwierigen Lage.

Zusammen mit Carminia Brado, der Frau, die er liebt, und Arson, dem Mann mit der Silberhaut, ist er durch widrige Umstände inzwischen in den Mikrokosmos geraten. Winziger als ein Atom – sind sie dort Gefangene…

Ihr Gefängnis ist die Welt Zoor, die von dem Irren Nh'or Thruu beherrscht wird. Er bewegt die Eindringlinge wie Schachfiguren, denn alles Leben, das es auf Zoor noch gibt, ist kein Leben mehr im richtigen Sinn. Nh'or Thruu kann von allem und jedem Puppen herstellen, die dem Original aufs Haar gleichen. Was auf Zoor existiert, sind Puppen.

Björn und seine Getreuen setzen alles daran, Nh'or Thruu das Handwerk zu legen.

Auch in der Welt, aus der sie kamen und in die sie zurückkehren wollen, ist man nicht untätig. Rani Mahay, der Koloß von Bhutan, sucht verzweifelt nach einem Weg für seine in der Mikroweit gefangenen Freunde. Er glaubt fest daran, daß auch von dieser Seite der Welt ein Pfad nach ›drüben‹ existiert…

Jim, der Guuf, und Pepe, Hellmarks Adoptivsohn, der über eine parapsychologische Begabung verfügt, suchen ebenfalls nach einem Ausweg…

In der Nacht geschah über dem Mittelmeer etwas höchst Eigenartiges. Und niemand war Zeuge.

Weder ein zufällig vorbeikommendes Schiff noch eine Radarstation sichteten das eigenartige Gebilde.

Es war eine riesige, auf einer Plattform schwebende Stadt, die jedoch nicht völlig materialisierte.

Sie wirkte wie eine Vision, wie durchsichtig, als ob sie sich nicht ganz in dieser und nicht ganz in einer anderen Welt befände.

Riesige, bizarre Türme hinter einer hohen, alles begrenzenden Mauer ragten in den nächtlichen Himmel und schienen die kaltglitzernden Sterne zu berühren.

Eines der mächtigen Tore war weit geöffnet. Die schwebende Stadt entließ ein geheimnisvolles Wesen.

Ein Reiter jagte lautlos durch die Luft.

Er steckte in einer mattschimmernden Rüstung, die seinen Körper bis zum Hals umschloß. Der Kopf war frei. Es war das Antlitz einer bildschönen Frau mit schulterlangem, schwarzem Haar. Das Besondere an der Rüstung war, daß sich Flügel daran befanden. Geflügelt war auch das Reittier, das sich mit kraftvollem Schwung in die Lüfte erhob.

Es war ein Mittelding zwischen Pferd und urwelthafter Echse, mit langgestrecktem Kopf, massigem Leib und Schuppenpanzer.

Was in dieser sternklaren Nacht unweit von Frankreichs Küste geschah, erinnerte an einen phantastischen Traum.

Aber es war Wirklichkeit, eine Wirklichkeit, die zum Alltag der Welt gehörte, auch wenn niemand sie wahrhaben wollte.

Die Stadt – war Gigantopolis, die Alptraumstadt der Monster.

Die unheimliche Reiterin war niemand anders als Apokalypta, die ›ewige Unheilbringerin‹, wie sie von Eingeweihten apostrophiert wurde.

Apokalypta tätschelte mit ihrer in einem Metallhandschuh steckenden Hand den festen, hornartigen Hals des Tieres.

»Dies also wird der Ort sein, wo sie auftauchen wird«, kam es über ihre sinnlichen, rot schimmernden Lippen. »Niemand kennt Zeit und Stunde – auch im Reich der Dämonen ist einiges durcheinander geraten. Aber ich habe zumindest den Ort erfahren – und das allein zählt. Nh'or Thruu wird nicht allein sein. In der entscheidenden Schlacht werde ich ihm beistehen und meinen Todfeind vernichten, dem es bisher gelungen ist, sich meiner Rache zu entziehen. Nh'or Thruu und ich werden Rha-Ta-N'mys Gefallen erregen… hier wird es sein – ich spüre es ganz deutlich…«

Das mächtige Tier bewegte sich mit gewaltigen Flügelschlägen über das nächtliche Meer. Apokalypta preßte die Schenkel fest in die Flanken des Echsenpferdes und jagte dem Festland entgegen.

In der Ferne schimmerten die Lichter kleiner Dörfer und Städte.

Zu ihnen gehörte Aigues Mortes und La Grande Motte, die moderne Touristenstadt.

Der bedrohliche Schatten des fremdartigen Reittieres und der nicht minder fremdartigen Reiterin streiften eine Zeitlang über den stillen Strand, das rauschende Wasser und die am Ufer stehenden Behausungen und Hotels.

Apokalypta kreiste über dem Meer und kehrte in die halbdurchsichtige, schwebende Stadt zurück. Wie von Geisterhand bewegt, schlossen sich die beiden mächtigen Torflügel.

Halbdurchsichtig blieb die Stadt der massigen Türme und bizarren, spiralförmig gewundenen und minarettähnlichen Bauten über dem Mittelmeer hängen, ehe sich ihre Konturen weiter verwischten und sie schließlich nicht mehr zu sehen war.

Doch die Stadt in den Wolken war nicht verschwunden. Sie hielt sich noch immer an der gleichen Stelle auf und war nur nicht mehr sichtbar dem menschlichen Auge.

Aber Apokalypta und ihre schreckliche Brut lagen auf der Lauer…

*

»Sie wollen es wirklich riskieren?« Der Mann mit dem blauschwarzen Haar und den dunklen, undurchdringlichen Augen musterte sein Gegenüber.

»Ja…«

Der diese Antwort gab, war ein wahrer Hüne von Gestalt – zwei Meter groß, zwei Zentner schwer – und hatte eine prachtvolle Glatze.

»Sie haben Mut«, nickte der Zigeuner.

Das Gespräch fand in einem Wohnwagen statt, der dem Zigeuner Baktar gehörte.

Genau genommen waren es zwei Wohnwagen, die Baktar gehörten. Ein kleinerer, modern und gemütlich eingerichteter, ein sehr großer, der dadurch auffiel, daß er keine Fenster besaß.

Zwischen beiden Wagen existierte ein Verbindungsgang. Die Falttür war geöffnet, und Rani Mahay, der Koloß von Bhutan, konnte in der Dämmerung vor sich das über fünf Meter lange Bett erkennen, in dem ein Wesen lag, das nur wenige Zentimeter kleiner war.

Dabei konnte es sich um keinen Menschen handeln. Es war ein grauer Riese, ein Geschöpf aus einer fremden Welt – und doch schon seit mindestens 170 Jahren ›im Besitz‹ der Familie Baktars, wie Rani Mahay erfahren hatte.

»Es ist weniger Mut als eine Notwendigkeit«, entgegnete er nachdenklich. »Es gibt nur diesen und keinen anderen Weg…«

»Das ist ein Irrtum«, machte Baktar ihn darauf aufmerksam. »Es

gibt hundert Wege… einen davon fand Ihr Freund Björn Hellmark.«

»Aber diesen Weg gibt es nicht mehr. Und die anderen neunundneunzig – kennen Sie sie, Baktar?«

»Nur den einen – durch ›Ramos‹.«

Dies war der menschliche Name des grauen Riesen. So bezeichnete Baktar ihn. »Und dies ist eine sehr bedenkliche Möglichkeit, wie Sie wissen. Es gibt keine Garantie dafür, daß Sie jene Welt erreichen, die maßgebend für Sie ist.«

»Ich habe im Augenblick jedenfalls keine andere Möglichkeit.«

Es war eine wahnwitzige Idee, zu der er sich durchgerungen hatte. Es war seine Absicht, die in der Mikroweit verschollenen Freunde zu suchen.

Er hatte einen Weg gefunden, keinen sicheren, aber immerhin…

»Ich bin entschlossen, fangen Sie an, Baktar! Verlieren wir keine weitere Zeit.

Der Inder atmete tief durch. Er warf einen letzten Blick auf den grauen Riesen, der im Koma lag, der von einem Menschen versorgt wurde und mit dessen Hilfe es möglich war, die Barrieren niederzureißen, die die Welten voneinander trennten.

›Ramos‹ und das geheimnisvolle Gefäß in seinem Besitz ermöglichten eine Reise, die ans Wunderbare grenzte.

In Baktars Wohnwagen brannte mitten auf dem kleinen, ausklappbaren Tisch eine einzige Kerze.

Der Zigeuner nahm das Gefäß zur Hand, das nicht menschlichen Ursprungs war, das er benutzte, um mysteriöse Illusionen in einem Zirkus vorzuführen. Auf diese Weise verdiente er seinen Lebensunterhalt, der auch notwendig für ›Ramos‹ war. Noch immer bestand die Möglichkeit, daß er eines Tages wieder zum vollen Bewußtsein erwachte und dorthin zurückkehrte, von wo er einst gekommen war.

Bei dem Versuch, sich von einer Welt in die andere zu versetzen, war etwas schief gegangen, was der menschliche Verstand mit seinen noch beschränkten Denkprozessen wahrscheinlich nie ergründen würde.

Baktar öffnete die geschlossene Hand. Darin befand sich ein großer, dunkelrot schimmernder Stein.

Ein versteinertes Auge des Schwarzen Manja! Der Gegenstand hatte frappierende Ähnlichkeit mit einem ungeschliffenen Rubin.

Es ruhten magische Kräfte in diesem ›Stein‹, die Björn Hellmark alias Macabros schon große Dienste geleistet hatten und wurden von Dämonen gefürchtet. Es war eine wahre Neuentdeckung, daß die ›grauen Riesen‹ die versteinerten Augen des einst auf Xantilon heiligen Vogels benutzten, um ihre Teleportationsfähigkeiten zu unterstützen.

In dem seltsam geformten Behältnis mit den beiden gespreizten

Flügeln schimmerte regenbogenfarbiges Licht.

Es befand sich in stetiger Bewegung, war auf- und abschwellend…

Rani brauchte sich nicht weit nach vorn zu beugen, um nochmal einen Blick in das rätselhafte Behältnis zu werfen.

Was sich darin bewegte, waren geisterhafte Geschöpfe, die einen tollen, lautlosen Wirbel verursachten. Sie überschlugen sich, schienen wie winzige Elfen herumzualbern und verbeugten sich vor den großen Gesichtern der beiden Menschen, die außerhalb des Gefäßes zu sehen waren.

Woher die geheimnisvollen Geister stammten, wie sie zu den grauen Riesen gekommen waren – das alles war auch Baktar, dem Zigeuner, unbekannt. Aber es war für das, was durchgeführt werden sollte, überhaupt nicht wichtig.

»Lehnen Sie sich zurück«, forderte Baktar seinen Besucher auf. »Versuchen Sie sich völlig zu entspannen… Sie sind ganz ruhig… Sie achten nur auf meine Stimme und werden alles tun, was ich von Ihnen verlange, um das Risiko so gering wie möglich zu halten. Denken Sie an die Welt, die Sie erreichen wollen… Sie haben keine Vorstellung davon, wie Sie aussieht, ich weiß…« reagierte Baktar sofort, als er merkte, daß Rani Mahay dazu Stellung nehmen wollte. »Das ist auch gar nicht notwendig… es genügt, wenn Sie sich auf den Namen der Welt konzentrieren…«

»Zoor«, murmelte Rani konzentriert. »Sie heißt Zoor…«

»›Ramos‹ wird wissen, was damit gemeint ist. Auch der Mann mit dem weißen Haar wollte nach dort…«

Baktar sprach von Ak Nafuur. Er hatte den ersten Versuch unternommen und kannte die Quelle ›Ramos‹ und Baktar. Ak Nafuur war vor nicht allzulanger Zeit der Dämonenfürst Molochos gewesen, der sich die Vernichtung der Menschheit zum Ziel gesetzt hatte. Durch Björn Hellmark war er wieder zu den Menschen zurückgekehrt und nutzte sein Wissen, um jenen Getreuen unter die Arme zu greifen, die er zuvor als Todfeinde bekämpft hatte.

Rani Mahay war noch immer überzeugt davon, daß Ak Nafuur nicht leichtfertig gehandelt hatte, als er sich entschloß, Baktar und ›Ramos‹ aufzusuchen und auf die gleiche Weise Eingang in das Mikro-Universum zu finden hoffte. Der Weg nach drüben allein nützte nichts. Er brachte allen nur etwas, wenn auch die Chance bestand, wieder zurückzukehren.

Baktar stritt diese Möglichkeit ab.

Aber Rani Mahay vertraute trotz des scheinbaren bisherigen Mißerfolges auf das Wissen Ak Nafuurs. Ihm war mehr bekannt als einem Normalsterblichen.

Rani hatte die Augen geschlossen, fühlte sich ganz entspannt, hatte seine Umgebung vergessen und dachte nur noch an Zoor, an die

Freunde, die dort vielleicht in größter Bedrängnis oder schon nicht mehr am Leben waren.

Baktar ließ den faustgroßen ›Stein‹ in den Behälter gleiten.

Das setzte den Prozeß in Gang. Die Bewegung der dienenden Geister, die in dem magischen Gefäß zu Hause waren, verstärkten sich. Auch die Farben wurden intensiver, leuchtender.

»Lassen Sie die Augen geschlossen«, sagte der Zigeuner leise. »Denken Sie nur an Zoor… die dienenden Geister erheben sich, und auf ihren Flügeln werden Sie hinübergetragen in eine Welt, die kleiner ist als ein Staubkorn. Es ist die Welt des Atoms… lassen Sie die Augen geschlossen, um so größer ist die Wahrscheinlichkeit, daß Sie nach Zoor kommen – und nur nach Zoor… ihr habt es vernommen… ihr kennt seinen Wunsch…« Baktar redete wie ein Hypnotisierter, leise, eindringlich, monoton…

Seine letzten Worte galten den dienenden Geistern der grauen Riesen.

Die fingergroßen Gestalten im Innern des Behältnisses stürzten sich wie im Freudentaumel auf den roten, ungeschliffenen ›Stein‹.

Die magische Energie des Manja-Auges war wie Nektar für sie.

Durch Baktar wußte Rani Mahay, daß die grauen Riesen mit Hilfe des Manja-Auges die dienstbaren Geister des Universums zu Höchstleistungen anspornen konnten. Die farbigen Gestalten in dem geflügelten Behältnis waren durch die Energiezufuhr in der Lage, selbst ungeheure Leistungen zu vollbringen. Über unvorstellbare Räume und Zeiten hinweg trugen sie die grauen Riesen, die sich als Nomaden des Kosmos’ entpuppt hatten. Sie sprengten die Grenzen, die die Universen voneinander trennten. Im Lauf ihrer Entwicklung hatten die grauen Riesen allerdings gelernt, schließlich nur noch mit Hilfe ihres eigenen Geistes die größten Entfernungen zu überbrücken. Das war eine ganz natürliche und lebensnotwendige Entwicklung für dieses Volk. Die Zeiten, in der der heilige Manja-Vogel lebte, waren lange vorbei. Die Möglichkeit, daß nach dem Ableben eines Manjas dessen Augen versteinerten, war damit nicht mehr gegeben. Nur vereinzelte Exemplare waren noch vorhanden, oft nur winzige Bruchstücke, durch die mit Hilfe der dienstbaren Geister erstaunliche, an Wunder grenzende Aktionen durchgeführt werden konnten.

Der graue Riese, den Baktar als ›Ramos‹ bezeichnete, bekam unbewußt die Aktivitäten mit. Nur im Zusammenwirken mit ihm selbst war es überhaupt möglich, einen Sprung von der ›Normalwelt‹ in die ›Mikrowelt‹ zu unternehmen. Aber dadurch, daß ›Ramos‹ infolge einer unheilbaren und unbekannten Krankheit gehandicapt war, konnte unter Umständen der anvisierte Punkt verfehlt werden. Die dienstbaren Geister des Gefäßes vermochten viel, aber nicht alles. Wenn ›Ramos‹ nicht mithalf, konnte das Unternehmen völlig daneben

gehen. Das war das Risiko, das Mahay bewußt einging. Ak Nafuur hatte es ebenfalls versucht, wie seine bisherigen Erkenntnisse ergaben. Ob er gescheitert war oder die Verschollenen gefunden hatte, das entzog sich allerdings seiner Kenntnis.

Die Atmosphäre in den beiden aneinander gekoppelten und mit einer Verbindungstür versehenen Wohnwagen veränderte sich. Die Düsternis wirkte dichter, der geheimnisvolle Regenbogenschein lag flimmernd auf den Wänden und tanzte auf den Einrichtungsgegenständen. Das alles geschah in gespenstischer Lautlosigkeit. In Baktars Wagen war es so still, daß man eine Stecknadel hätte fallen hören.

Die Gestalten, die das Manja-Auge umkreisten, wurden rasch größer, ragten jetzt schon über den Rand des Gefäßes und schnellten vollends hinaus.

Wie der Geist aus der Flasche entwickelten sich die Dienenden der grauen Riesen und waren jetzt so groß wie Baktar. Geisterhafte Gestalten füllten das Innere des Wohnwagens. Sie sahen aus wie Feen und waren völlig nackt und unterschiedlich in ihrer Farbe.

Baktar atmete tief und ruhig und hatte im Gegensatz zu Rani Mahay die Augen geschlossen.

»Denken Sie an Ihr Reiseziel... und halten Sie die Augen zu«, murmelte der Zigeuner konzentriert.

Es fiel dem Inder schwer, die Lider nicht zu öffnen. Die Neugier reizte ihn, zu gern hätte er gewußt, was sich um ihn herum abspielte.

Doch er blieb eisern und zwang sich, nicht hinzusehen. Blindes Vertrauen – im wahrsten Sinn des Wortes – war notwendig, um den Erfolg nicht vollends in Frage zu stellen.

»Sie dürfen die Augen erst öffnen, wenn Sie das Gefühl des Schwebens haben, wenn Sie glauben zu fliegen wie ein Vogel und frei und ungebunden zu sein…«

Das Gefühl aber hatte er noch nicht.

Im Gegenteil! Er meinte, Zentnergewichte würden auf seinen Schultern lasten.

Er hörte Atmen.

War er es selbst?

Es war laut und deutlich zu hören, kraftvoll und tief. Es kam aus dem angrenzenden, großen Wohnwagen.

›Ramos‹?!

Er mußte es sein! So lange und tief konnte kein Mensch atmen.

Rani mußte an sich halten, um die Augen nicht zu öffnen oder den Kopf zu drehen. Baktar hatte ihn gewarnt, sich durch nichts ablenken zu lassen. Wie schwer dies sein konnte, wurde ihm jetzt richtig bewußt.

»Denken Sie an Ihr Ziel«, drang Baktars Stimme wie aus weiter

Ferne an sein Ohr.

Zoor… hämmerte es in Mahays Bewußtsein… ich muß nach Zoor… zu Carminia… Arson… zu meinem Freund Björn… und möglicherweise zu Ak Nafuur, der nach ›drüben‹ wollte… tragt mich in die Nähe dieser Menschen, die ich liebe, die meine Hilfe brauchen!

»Leben Sie wohl! Ich wünsche Ihnen alles Glück… die guten Geister und ›Ramos'‹ Wille werden Sie begleiten… ich hoffe, Sie werden diejenigen finden, die Sie suchen…«

Baktars Stimme war kaum noch zu vernehmen.

Stärker als zuvor fühlte Rani sich veranlaßt, die Augen zu öffnen, um nach dem Rechten zu sehen.

Seine Lider zuckten… er biß die Zähne zusammen… nur nicht nachsehen! Nicht irritieren Jassen, fieberten seine Gedanken.

Da ging ein Ruck durch seinen Körper, als würde er von einem Katapult geschleudert.

Sein Körper war schwer, als würde Blei statt Blut durch die Adern fließen. Sein Nacken schmerzte, und das Unbehagen setzte sich bis in den Rücken hinunter fort.

»Halten Sie durch… nicht aufgeben… begehen Sie keinen Fehler…«, wehte die verklingende Ermahnung Baktars ihm nach.

Zoor… Zoor… ich darf an nichts anderes denken, bemühte sich Rani verzweifelt.

»Leben Sie wohl… ich wünsche Ihnen vollen Erfolg… es sieht gut aus… ›Ramos‹ scheint zu begreifen, worum es geht… er ist halbwach, spricht auf geistigem Weg mit den Dienern, die auch für Sie da sind… Ich würde mich freuen, wenn Sie die Menschen, die Sie suchen, wohlbehalten und unversehrt wiederfinden würden… und auch zurückkehren könnten in diese Welt, die Ihre Heimat ist, daß nichts und niemand Sie festhalten kann…«

Die Stimme verhallte. Die nachfolgenden Worte Baktars erreichten Mahay schon nicht mehr.

Das Gefühl der Schwere verging und wich einem des Schwebens, der Leichtigkeit…

Er schlug die Augen auf und wartete keine Sekunde länger.

Er glaubte zu träumen.

Er fand sich wieder inmitten der feenhaften, zarten Geistergeschöpfe, die ihn in den Farben Rot, Grün, Orange, Violett, Gelb und Blau umgaben.

Er schwebte, lag längs in der Luft und sah in die zarten, klar erkennbaren Gesichter.

Er war nicht mehr in Baktars Wohnwagen!

Er hatte die Welt verlassen und durcheilte in sanftem Flug eine Sphäre, die er nicht beschreiben konnte.

Er fühlte sich, als wäre er in Watte eingepackt. Eine Bewegung war

nicht zu spüren, und doch wußte er, daß sein Zustand nicht mehr konstant war. Er meinte, sich langsam aufzulösen und Teil zu werden jener schimmernden Farbenmenschen, die ihn trugen und an ihm hingen wie die Kletten.

Er hatte kein Gefühl mehr für Raum und Zeit. Es gab beides nicht mehr.

Sein Körper war umschlossen von gewaltigen Farbenspielen, so daß er sich vorkam wie in einer schillernden Seifenblase, die regungslos in einem unfaßbaren Universum hing.

Mahay ließ seine Blicke in die Umgebung schweifen, in der Hoffnung, doch mal mehr wahrzunehmen.

Ja – da war etwas…

Hinter den zarten, durchscheinenden Körpern der feenhaften Gestalten glaubte er ein dunkles, schwarzrotes Dämmerlicht zu erkennen, das rasch näher kam.

Vor ihm befand sich plötzlich eine Art Schacht, der sich verjüngte, immer enger wurde, und in den sie jetzt vorstießen.

Im nächsten Moment brach das ohrenbetäubende Brüllen über ihn herein. Die Farben begannen zu flackern, und Mahay wurde sich einer rasenden Abwärtsbewegung bewußt. Gleichzeitig sah er, wie seine lächelnden, ehrerbietenden Begleiter ihn losließen und sich von ihm entfernten.

Was ist, rasten fiebernde Gedanken durch sein Hirn. Warum laßt ihr mich im Stich? Ich muß nach Zoor… ihr wißt es doch… Zoor!

War er schon am Ziel?

Er hatte das Gefühl, auseinandergenommen zu werden.

Schreiend stürzte er durch chaotisches Nichts und schlug um sich, als unheimliche Schattenhände nach ihm griffen, offensichtlich in der Absicht, ihn in eine ganz andere Richtung zu ziehen.

Schwarzrot war die Welt, die über ihn hereinbrach, orkanartig der Sturm, der ihn davonwehte wie ein Blatt im Wind…

*

»Ich wünsche Ihnen das Beste… ich denke an Sie und Ihre Wünsche, an Ihre Freunde… an den Mann, den Sie Ak Nafuur nannten, und der wie Sie bereit war, das unberechenbare Risiko auf sich zu nehmen, sein Leben aufs Spiel zu setzen… ›Ramos‹ wird solche Opfer zu schätzen wissen… um so sicherer ist es, daß er sein Bestes gibt… er belohnt die Treue… wenn er die Gelegenheit dazu hat…«

Baktar lächelte versonnen, als er auf den Platz blickte, auf dem Rani Mahay noch vor wenigen Sekunden gesessen hatte. Nun war dieser Platz leer…

Der Zigeuner hielt noch immer das Gefäß in der Hand, das zu

beiden Seiten zwei metallene, gespreizte Flügel aufwies.

Das Behältnis war einfach, bis auf den roten ungeschliffenen ›Stein‹, der merklich geschrumpft war. Das regenbogenfarbene Leuchten war vergangen, die ›Dienenden‹ nicht mehr wahrnehmbar. Ein fahles, fremdartiges Licht herrschte in dem kleinen Wohnwagen.

Baktars Blick ging hinüber in den angrenzenden Wagen.

Der graue Riese lag reglos da und atmete kaum merklich.

Hatte alles geklappt?

Baktar konnte es nicht nachprüfen, er würde es nicht mal daran erkennen, wenn die dienenden Geister, die eine parapsychische Brücke zwischen Geist und Materie schlugen, in den magischen Behälter zurückkehrten.

Das war kein eindeutiges Zeichen dafür, daß sie das Ziel des Suchenden erreicht hatten…

Die rätselhaften, lichtdurchfluteten Gestalten kamen.

Sie drangen durch die dünnen Wände und waren größer als Baktar, so daß sie mit ihren Köpfen die Decke berührten und die Hälfte des farbigen Schädels aus dem Dach wieder heraustrat. Sie waren nichtstofflicher Natur. Materie existierte nicht für sie…

Sie begannen zu schrumpfen, zogen sich zusammen und wurden so von einem starken Sog in das mysteriöse Behältnis gezogen.

Da klirrte das Fenster, als hätte jemand einen Stein dagegengeworfen.

Der eigenartige Zauber der Situation verging sofort.

Baktars Kopf flog herum.

Es war kein Stein, der die Scheibe zertrümmert hatte.

Ein Mann stand am Fenster, schlug abermals heftig und in offensichtlich mit großer Wut den Knauf einer Pistole gegen die Scheiben.

»Zum Donnerwetter – was soll das?« brüllte Baktar aufgebracht.

Das Fenster war zu klein, um einem ausgewachsenen Mann die Möglichkeit zu bieten, einzudringen.

Aber das hatte der nächtliche Besucher offensichtlich auch gar nicht vor.

Er drehte mit einer blitzschnellen Bewegung die Waffe in seiner Hand um, richtete sie durch das entstandene Loch und drückte ab.

Dreimal hintereinander bellten hart und trocken die Schüsse auf.

Sie folgten so dicht, daß sie sich fast anhörten wie ein einziger.

Instinktiv warf Baktar sich schon beim ersten Schuß zu Boden und rollte unter den Tisch. Doch der Anschlag galt nicht ihm, sondern dem ahnungslosen Schläfer im Wagen.

›Ramos‹!

Die Projektile durchbohrten ihn wie ein Sieb. Zwei Kugeln drangen ihm in den Kopf, die dritte mitten ins Herz.

Im Schlaf bäumte sich der Graue mit dumpfem Stöhnen auf und fiel dann schlaff und kraftlos zurück.

»Neeiiinn!« kam der Aufschrei, über die zitternden Lippen des entsetzten Zigeuners.

Sein Blick irrte vom Mörder zum Ermordeten.

Er konnte das Ungeheuerliche nicht fassen.

Der Mann am Fenster beugte sich nochmal kurz nach vorn. Einen Augenblick streckte er seinen Kopf durch die zerstörte Scheibe, und das schwache Licht der Kerze traf sein Gesicht.

Wie ein Stahlband legte sich das Grauen um Baktars Brust, als er den heimtückischen Mordschützen erkannte.

Der Mann war groß, hatte das Gesicht eines Asketen, eine gerade, edel geformte Nase und schlohweißes Haar… er hatte vor drei Tagen diesen Ort aufgesucht und darum gebeten, daß man ihm half, den Weg in den Mikrokosmos zu öffnen.

Es war – Ak Nafuur, Björn Hellmarks Freund!

*

Das Rauschen in seinen Ohren verstärkte sich, die Farben, die rings um ihn herum aufblitzten, waren teilweise so grell, daß er geblendet die Augen schloß.

Was für eine Idiotie! Eben hätte er noch schwören können, daß seine Umgebung düster, schwarzrot und undurchdringlich gewesen war. Und nun diese lichte Umgebung?!

Der Übergang von der ›Normal-‹ in die ›Mikrowelt‹ erfolgte mit drastischen Veränderungen seines Gefühlslebens. Er fühlte sich zwischen Triumph und äußerster Niedergeschlagenheit hin und her gerissen. Und genau so wechselten die Eindrücke, die er empfing.

Der Sturm riß ihn wieder mit. Alle Farben erloschen.

Der Inder wurde zum Spielball der Gewalten.

Steine hagelten auf ihn nieder.

Instinktiv riß Mahay die Hände hoch und hielt sie schützend über den Kopf. Die scharfkantigen Geschosse ritzten ihm die Haut.

Rani wurde mit den Steinen über die kahle Ebene gefegt und landete zwischen mächtigen Brocken, die sich im Windschatten befanden.

Der Inder verlor das Bewußtsein.

Als er die Augen aufschlug, wußte er im ersten Moment nicht, wo er sich befand.

Alle Knochen taten ihm weh, sein Körper war übersät von blauen Flecken und blutigen Kratzern.

Ächzend erhob sich Rani. Es dauerte einige Minuten, ehe er sich zurechtfand und in der Lage war, sich zu erheben. Er taumelte wie ein

Betrunkener.

Wo befand er sich? War dies die Welt Zoor, die von dem Wahnsinnigen Nh'or Thruu beherrscht wurde? Hatten die dienenden Geister des grauen Riesen seiner Wunschvorstellung folgen können?

Er hatte keine Möglichkeit, es nachzuprüfen. Niemand war da, der ihm seine Frage beantwortet hätte.

Er war allein auf weiter Flur…

Beunruhigt blickte er sich um. Seine neue Umgebung machte keinen guten Eindruck.

Sie wirkte bedrohlich auf ihn.

Eines konnte er mit Sicherheit sagen.

Er befand sich nicht mehr in Baktars Wohnwagen, er war geschrumpft bis zur Mikrogröße, winziger als ein Atom, und war in einer Welt, deren bizarre Struktur einem Alptraum glich.

Hier lebten keine Menschen. Es gab keine Häuser, keine Straßen, keine Gärten… als er dies dachte, wurde der Wunsch nach Marlos in ihm wach. Marlos, die unsichtbare Insel zwischen Hawaii und den Galapagos, war ein Traum, ein Paradies, das jedem offen stand, der guten Willens war.

Die Luft war trocken und kalt. Den Inder, der hellbraune Hosen und ein dünnes Hemd trug, fröstelte.

Rani setzte vorsichtig einen Fuß vor den anderen. Nach dem schrecklichen Sturm, der ihn auf dieser Welt empfing, war diese Ruhe geradezu unheimlich.

Er stellte fest, daß der Boden eigenartig porös war. Er sah aus wie Schlacke. Eine ausgebrannte Welt, ohne jegliches Leben, sei es tierisches oder pflanzliches…

Gab es etwas anderes, Unbeschreibliches, das in diesem durchlöcherten Miniplaneten existierte?

Fremdes, unfaßbares Leben konnte in allen Variationen entstehen. Und gerade in Bereichen, die dem Menschen normalerweise nicht zugänglich waren, bildeten sich Formen, für die es keinen Vergleich mit etwas Irdischem gab.

»Hallooo?« Mahay rief erst zögernd, dann ein zweites Mal lauter. Seine Stimme verhallte in der steinernen Wüste, schien aus den Löchern in dem schlackigen Erdboden erneut emporzukommen und klang nach wie ein ihn verhöhnendes Echo.

Die groteske Landschaft dehnte sich aus bis zum Horizont, und der bleigraue Himmel schien die harte Horizontlinie vorn zu berühren.

Nichts machte sich bemerkbar.

Es gab kein Insekt, keine Vögel. Kein Geräusch erfüllte die Luft.

Mahay setzte seine Wanderschaft fort, und er gab sich keine Mühe, dabei besonders leise vorzugehen.

Er provozierte eine Entdeckung. Schließlich war er aufgebrochen,

um die Freunde zu suchen, und ihnen – falls sie in Schwierigkeiten geraten waren – zu helfen. Versteckspiel nützte ihm in seiner Lage gar nichts.

Mit leeren Händen war er nicht gekommen.

In seinem Gürtel steckte ein dolchartiges Instrument, dessen Griff mit kostbaren Intarsien aus Brillanten und Rubinen besetzt war. Diese Waffe, im Moment nicht größer als eine Männerhand, stammte von einer der zahlreichen Welten, auf denen Hellmark und er schon gekämpft und sich tapfer geschlagen hatten. In dem Waffenarsenal, das durch ihre Kontakte mit Feinden inzwischen auf der Insel Marlos notgedrungen entstanden war, hatte Rani auch diesen kostbaren Dolch entdeckt, der ihm für seine Zwecke geeignet schien.

Nur mit einem Dolch bewaffnet aufzubrechen, wäre purer Leichtsinn gewesen. Rani hatte an Hellmarks Seite gelernt, mit dem Schwert umzugehen, es zu gebrauchen. Was aussah wie ein Dolch, war in Wirklichkeit ein Schwert, blank und zart wie ein Degen, teleskopartig ausfahrbar. Wie eine Feder lag es in der Hand, und Mahay vertraute auf die Stärke des Stahls, wenn es darauf ankommen sollte, daß er sein Leben verteidigen mußte.

»Björn? Bjööörrrnnn?« Laut hallte seine Stimme über die unwirkliche Landschaft.

Es erfolgte jedoch keine Antwort.

Auf seinem Weg zum Horizont wich der Inder den großen Löchern aus. Die ganze Oberfläche der Welt, auf der er angekommen war, war durchlöchert wie ein Schweizer Käse. Einige Löcher hatten einen Durchmesser von nur wenigen Zentimetern, andere waren wahrhaftig Krater, in denen ein Mensch verschwinden konnte, wenn er nicht aufpaßte.

Mahay kam es vor, als hätten die dienenden Geister der grauen Riesen ihn auf einen fernen Mond versetzt.

Da öffnete sich der Boden unter ihm!

Mahay warf sich noch instinktiv nach vorn, um nicht in das Loch zu stürzen, das wie durch Zauberei plötzlich unter seinen Füßen entstanden war.

Zu spät!

Vielleicht hätte er es aus eigener Kraft geschafft. Aber da war etwas, jemand, der nachhalf.

Zwei Hände umklammerte wie eiserne Ringe seine Fußgelenke und rissen ihn mit einem einzigen, kraftvollen Ruck in die Tiefe.

Der Inder verschwand in der Öffnung, die sich wie ein Maul schnell und hermetisch über ihm schloß.

*

Er glaubte nicht, was seine Augen sahen.

Der Mann, den er Unendlichkeiten, Ewigkeiten entfernt glaubte, war wieder auf der Erde? Der Mann, dem er mit ›Ramos‹ und den dienenden Geistern zu helfen versucht hatte, war zum Mörder geworden?!

Diese und zahllose andere Gedanken strömten blitzschnell durch sein Hirn.

Baktar sprang in ohnmächtiger Wut und voller Entsetzen auf die Beine und vergaß alle Vorsicht.

»Mörder!« schrie er wie von Sinnen, warf sich nach vorn auf das zerstörte Fenster und streckte blitzschnell die Arme aus, um in das weggeduckte Gesicht zu schlagen.

Er vergaß in diesen Sekunden völlig die tödliche Gefahr für sich selbst. Ein einziger Schuß genügte, um auch ihn zu fällen.

Doch daran hatte dieser Ak Nafuur offensichtlich kein Interesse. Hätte er es beabsichtigt, wäre es ihm bereits vorhin ein leichtes gewesen, zuerst auf ihn zu schießen…

Baktar griff ins Leere.

Der Mordschütze ergriff die Flucht.

Mit langen Sätzen hastete er in die Dunkelheit zwischen den Wohnwagen. Nur eine Steinwurfseite von Baktars Standort entfernt befanden sich die Käfige der Raubkatzen. Aufgeregtes Fauchen und heiseres Brüllen von dort klang durch die Nacht. Aus dem Zelt ertönten Lachen und Klatschen. Dort hatte die zweite Vorstellung des Tages gerade begonnen.

Baktar warf sich herum und stürzte aus dem Wagen. Der Zigeuner nahm die Verfolgung auf und sah den Schatten des Mörders hinter den dicht stehenden Wohnwagen verschwinden.

In Baktars unmittelbarer Nachbarschaft wurde eine Tür aufgerissen.

Eine strohblonde Artistin, nur mit einem knapp sitzenden Flitter-BH und einem nicht minder knappen Slip bekleidet, erschien auf der Schwelle.

»Hey, Baktar?!« sagte die Kollegin verwundert. »Was ist denn los? Hat es bei dir drüben eben nicht geknallt? Hat sich angehört, als ob jemand Schüsse abgefeuert hätte…«

Der Angesprochene blieb stehen. »Nein, nein, es ist nichts«, sagte er schnell und aufgeregt. »Da ist so ein. Kerl gewesen, der hat mir das Fenster eingeschlagen.«

»Das ist ja unerhört!«

Die Artistin kam die Stufen herab, wollte ein Gespräch anknüpfen und war neugierig.

»Wer war der Kerl? Warum hat er das getan?«

Baktar zuckte die Achseln. »Keine Ahnung… ich bin ihm gleich

nachgelaufen, aber er ist mir entkommen…«

Es hatte in der Tat keinen Sinn, die Verfolgung fortzusetzen, obwohl es das einzig Richtige gewesen wäre. Aber etwas anderes war für Baktar wichtiger.

Er mußte sich um ›Ramos‹ kümmern, und keiner seiner Kollegen durfte herausfinden, was es mit dem grauen Riesen auf sich hatte!

Da wurden seine Befürchtungen auch schon bestätigt.

Sein unmittelbarer Nachbar, Philipe Garcon, der als Clown im Zirkus ALBATROS auftrat, war auf den Lärm aufmerksam geworden, hatte die offen stehende Tür zu Baktars Wohnwagen bemerkt und stieg gerade über die drei Treppen nach oben.

»Philipe!« rief der Zigeuner, wirbelte herum und ließ die Artistin einfach stehen.

Er rannte auf seinen Wagen zu.

Philipe Garcon stand aber schon auf der Türschwelle, als Baktar heranjagte.

Außer Atem drückte sich der dunkelhaarige Mann an dem Clown vorbei.

Garcon war schon für seinen Auftritt geschminkt. Seine große Knollennase leuchtete rot in seinem weißgepuderten Gesicht. Die Augen wirkten durch die Schminke groß wie Untertassen. Dazu kamen Erstaunen und Verwunderung, daß seine Augen sich weiteten.

»Baktar«, drang es wie ein Hauch über die Lippen des Clowns. Er wirkte aufs äußerste erschrocken. Sein großer roter Mund, der die Hälfte des Gesichtes einnahm, war ein einziges Lachen. Philipe konnte durch sein geschminktes Gesicht nicht ernst und erschreckt erscheinen. »Was ist – das?«

Da war Baktar schon an der Verbindungstür. Er zog sie mit dumpfem Knall ins Schloß, lief zu Philipe Garcon zurück und versuchte ihn aus dem Wohnwagen zu drängeln.

»Es ist alles in Ordnung«, sagte der dunkelhaarige Mann zu dem Clown, der vor ihm stand wie eine Karikatur. Die roten Haare der Perücke hingen strähnig um seinen Kopf, der in der Mitte völlig kahl war. »Du kannst gehen, Philipe…«

»Ich habe Schüsse gehört, Baktar, und ich habe etwas gesehen. In dem anderen Wagen…«

»Du hast nichts gehört und nichts gesehen, Philipe«, stieß der Zigeuner rauh hervor. »Merk dir das gut! Es ist in unser aller Interesse… du bist mein Freund, hilf mir…«

»Das versteht sich von selbst. Aber wie kann ich dir helfen, wenn du mir nicht sagst, was passiert ist, was hier vorgeht?«

»Ich werde es dir sagen… Später… nicht jetzt… geh’, Philipe!«

Ehe der verdutzte Clown begriff, wie ihm geschah, schob Baktar ihn einen Schritt weiter zurück und knallte ihm die Tür vor der Nase

zu.

»Baktar! Verdammt noch mal! Hast du den Verstand verloren? Was ist denn los mit dir?« Garcon trommelte gegen die von innen verschlossene Tür.

Baktar achtete nicht auf den Lärm.

Er lief in den angrenzenden Wohnwagen und wollt sich endlich um ›Ramos‹ kümmern, falls überhaupt noch etwas für ihn zu tun war. Wertvolle Minuten waren schon vergangen.

›Ramos‹ lag reglos auf dem großen Bett in dem dunklen Wagen, in den nie ein Sonnenstrahl drang.

Jetzt knipste Baktar alle Lichter an, um ausreichend sehen zu können.

Der graue Riese blutete aus drei tiefen Einschußwunden. Sein Gesicht war blutverschmiert, auf dem Boden neben dem Bett hatte sich eine große Lache gebildet.

›Ramos‹ atmete nicht mehr. Er war tot.

Dumpfes Stöhnen entrann den Lippen des Mannes, der das fremdartige Geschöpf seit vielen Jahren betreute. Eine seltsame, geheimnisvolle Symbiose war in dieser Zeit zwischen Mensch und grauem Riesen entstanden. Eine Symbiose, von der niemand etwas wußte. Und so mußte es bleiben.

Dies war seine Verpflichtung, auch über ›Ramos'‹ Tod hinaus…

Baktar schluckte trocken und wischte sich mit dem Handrücken über die Augen.

›Ramos‹ tot – er konnte es nicht fassen! Ermordet von einem Menschen, der vor ein paar Tagen hier gewesen war und um Hilfe gebeten hatte. Etwas war schief gegangen. Die Tatsache, daß Ak Nafuur auf dieser Seite der Welt auftauchte, zeigte, daß er eine Möglichkeit gefunden hatte, aus dem Mikrokosmos zurückzukommen. Dorthin war er von ›Ramos‹ und den dienenden Geistern getragen worden. War beim Übergang von seiner Welt in die andere eine psychische Störung aufgetreten? Hatte er ›drüben‹ möglicherweise von einer anderen Macht den Auftrag erhalten, ›Ramos‹ zu töten?

Diese Dinge gingen ihm durch den Kopf, während er hastig alle Vorbereitungen traf, um so schnell wie möglich zu verschwinden, ehe die Ereignisse weiteren Wirbel verursachten.

Auf keinen Fall durfte einer auf die Idee kommen, die Polizei zu verständigen…

Er mußte verschwinden, untertauchen, ehe unangenehme Fragen an ihn gerichtet wurden, die er zwar beantworten konnte, die ihm aber niemand glauben wurde. Seine wahre Lebensgeschichte war zu phantastisch, als daß sie von einem Außenstehenden kritiklos hingenommen werden konnte…

Baktar entfaltete hektische Betriebsamkeit.

›Ramos‹ konnte niemand mehr helfen. Es würde in Zukunft für niemand mehr einen ›Ramos‹ geben. Hilfesuchende, die aus irgendwelchen Gründen auch immer diese Welt hinter sich lassen wollten, würden vergebens nach ihm fragen.

Unter normalen Umständen, wäre ›Ramos‹ auf natürliche Weise gestorben, wäre dies schon schlimm genug, aber für ihn weniger riskant gewesen. Es bestand die Gefahr, daß nun etwas ans Licht der Öffentlichkeit drang, was bis zum Ende der Zeiten eigentlich unerkannt hätte bleiben sollen.

Er hörte Philipe Garcon lautstark draußen fluchen. Der Clown entfernte sich von Baktars Wohnwagen. Garcons Auftritt stand unmittelbar bevor.

Aus dem dunklen Wagen starrte der Zigeuner auf den freien Platz vor dem Zelt und in die düsteren Wagengassen. Durch die Musik und die anderen Geräusche im Zelt waren die Schüsse auf ›Ramos‹ nur von zwei oder drei Zeugen vernommen worden, die sich zufällig in der Nähe aufhielten. Das waren Philipe und die Artistin, berücksichtigen mußte er noch Edouard, der Tierbändiger und gleichzeitig Mitinhaber des kleinen Zirkus' war, der die Provinznester abklapperte.

Es war auch zu dumm, daß ausgerechnet Philipe einen Blick in den zweiten Wohnwagen hatte werfen können. Allzuviel hatte er zwar in der Eile nicht sehen können, aber daß Baktar in dem großen, fensterlosen Wagen ständig etwas mit auf Reisen nahm, das alles andere als ›natürlicher Herkunft‹ war, daran hegte er wohl keinen Zweifel mehr.

Baktar lief nach draußen. Die schwere Zugmaschine mit dem Dieselmotor war abgekoppelt. Der Zigeuner startete und koppelte an.

Sein Manöver blieb nicht unbeobachtet.

Freunde und Kollegen, unter ihnen auch die Artistin, tauchten auf und standen im Halbdunkel vor dem freien Platz.

»Was ist denn in dich gefahren?« wurde Baktar gefragt. »Aufbruch ist doch erst in anderthalb Tagen. Du hast dich im Datum geirrt.«

»Ich muß fort von hier, auf dem schnellsten Weg. Einer hat einen Mordanschlag auf mich verübt. Wenn er merkt, daß er mißlungen ist, wird er seinen Plan wiederholen. Dazu verspüre ich keine Lust.«

»Ein Mordanschlag auf dich, Baktar?« wunderte sich ein anderer. »Du bindest uns 'nen Bären auf…« Der Sprecher lachte. Wahrscheinlich hielt er die Worte des Zigeuners für einen Witz. »Was hast du denn angestellt, daß einer dir unbedingt das Lebenslicht ausblasen will? Du wirst ihm doch nicht seine Frau ausgespannt haben…«

Ringsum Gelächter.

Baktar blieb todernst, kurbelte das Fenster an seiner Seite hoch und reagierte überhaupt nicht mehr.

Vorhin hatte er sich dazu hinreißen lassen, einige unbedachte Dinge zu sagen. Da stand er unter dem Schock des Ereignisses. Nun begann er klar und logisch zu denken und glaubte zu wissen, daß er richtig handelte.

Verhältnismäßig hart stieß er gegen die Kopplungsstange. Es schepperte metallisch.

Baktar sprang aus dem Wagen und koppelte an. Er ließ sich auf kein Gespräch mehr ein, fuhr einfach los und starrte mit glasigem Blick auf den Weg vor sich. Seine Kollegen der letzten Zeit sprangen zurück, als er Gas gab und in viel zu hohem Tempo die beiden Wagen hinter sich herzog.

Da tauchte Edouard auf. Er war die ganze Zeit über nicht in seinem Wagen gewesen, sondern im Zirkuszelt. Offensichtlich hatte er durch Garcon vernommen, daß etwas nicht in Ordnung war.

Edouard lief neben der Zugmaschine her.

Gestikulierend und mit lauten Zurufen gab der Mann ihm zu verstehen, anzuhalten.

Baktar kurbelte ein letztes Mal das Fenster herab. »Ich kann nicht bleiben, versteht mich doch!« brüllte er nach draußen.

»Aber da ist noch ein Auftritt, wenigstens der eine noch, heute abend, Baktar!« flehte Edouard ihn an. »Was, zum Teufel, ist denn in dich gefahren? Du bist die Hauptattraktion. Du kannst uns doch nicht einfach im Stich lassen! In einer halben Stunde ist dein Auftritt…«

»Tut mir leid, Edouard«, rief er laut, ohne den Kopf zu wenden. »Ich kann nicht anders. Ich werde dir alles erklären. Ich werde wieder zu euch stoßen, das verspreche ich dir. Aber ich darf dem Mörder keine Gelegenheit geben, auch mich vor den Lauf seiner Waffe zu bekommen. Vielleicht läßt er sich auch etwas anderes einfallen. Da ist eine Intrige im Gang…«

»Ich versteh' das alles nicht, Baktar…«

»Ich verstehe es selbst nicht, Edouard. Deshalb muß ich in Ruhe nachdenken. Das geht hier aber nicht.«

Er hielt nicht an und erreichte die unbefahrene Straße, an der eine Anzahl Autos parkte, mit denen die Zuschauer eingetroffen waren.

Baktar warf keinen Blick zurück auf die wild gestikulierenden Freunde und Kollegen.

Er war verstört, irritiert und hatte das Gefühl, als befände sich der Todfeind mitten unter ihnen, hätte sich maskiert…

Die verrücktesten Gedanken kamen ihm.

Der plötzliche Tod ›Ramos‹ hatte sein ganzes Denken und Fühlen verändert. Er fand keine Erklärung für das Ereignis…

Baktar lenkte sein schweres Gefährt mit den beiden Wohnwagen auf die holprige Straße. Nach einigen hundert Metern begann der asphaltierte Untergrund.

Mit einem Blick in den Rückspiegel vergewisserte sich der Zigeuner, daß kein Fahrzeug ihn verfolgte.

Sie respektierten also seine ungewöhnliche Entscheidung, auch wenn es ihnen schwer fiel. Edouard würde schon etwas einfallen, um die entstandene Lücke für diesen Abend zu füllen.

Mit nur zwanzig Stundenkilometern, eine höhere Geschwindigkeit war mit den beiden schweren Wohnwagen nicht möglich, entfernte sich Baktar vom Standort des Zirkuszeltes.

Eine Viertelstunde verging… zwanzig Minuten… eine halbe Stunde.

Langsam fand Baktar innerlich die Ruhe, die ihm ein intensives und klares Nachdenken ermöglichte.

Er mußte zunächst untertauchen und versuchen, ›Ramos‹ an einem abseits gelegenen Ort beizusetzen. Wenn er alle Spuren verwischt hatte, die auf den grauen Riesen hinwiesen, könnte er einen Schritt weiter gehen. Dann würde er persönlich alles daran setzen, um den Mörder zu finden und zu stellen.

Durch den spektakulären Mord sollte offensichtlich eine prekäre Situation für ihn geschaffen werden. Der Todesschütze hatte Zeit und Gelegenheit dazu gehabt, auch ihn, Baktar, niederzustrecken. Aber er hatte es unterlassen. Damit gab es einen Zeugen. Wartete die andere Seite nur darauf, daß er etwas völlig Kopfloses unternahm, wollte sie ihn in Schwierigkeiten bringen, wollte sie, daß bekannt wurde, welchen Freund er seit Jahren durchs Land schleppte?

Er kam durch ein kleines Dorf und erreichte nach vier Kilometern eine Abzweigung, die zum Meer führte.

Er kannte dort eine Stelle, verborgen hinter Bäumen und Büschen. Zur Sommerzeit hatte er während seiner Fahrten durch das Land hier öfter Rast gemacht und sich tagelang unbemerkt aufgehalten.

Der Weg war mit Schlaglöchern übersät und führte etwas in die Höhe auf eine Landzunge, die etwa fünfzig Meter weit ins Meer ragte.

Die grellen Lichtkegel der Scheinwerfer tanzten unruhig auf dem dichten Buschwerk und vertrieben die nächtlichen Schatten.

In dem Augenblick, als Baktar seine Zugmaschine nach links steuerte, um den holprigen Pfad aufwärts zu fahren, sah er weit hinter sich zwei helle Punkte.

Die Scheinwerfer eines Autos!

Während der ganzen Fahrt waren ihm einige begegnet oder hinter ihm hergefahren. Schließlich waren um diese Zeit noch mehr Menschen unterwegs als nur er.

Anfangs war er mehrere Male der Überzeugung gewesen, daß ein Verfolger sich ihm an die Fersen geheftet hatte. Immer aber stellte sich seine Furcht als unbegründet heraus.

Diesmal überfiel ihn wiederum die Angst, jemand könne ihn beim

Aufsuchen seines Verstecks beobachten.

Er sah die Scheinwerfer rasch näher kommen.

Dann befand er sich in einem anderen Blickwinkel, so daß er die Fahrbahn hinter sich nicht mehr beobachten konnte.

Bei dem Wagen in der Ferne handelte es sich um ein Polizeifahrzeug…

*

Baktar fürchtete die Entdeckung, egal von welcher Weise. Sein Geheimnis durfte nicht bekannt werden. Er war ganz allein verantwortlich für ›Ramos'‹ Schicksal.

Der junge Zigeuner erreichte das Plateau, auf dem dorniges Gestrüpp und Akazien wuchsen.

In einer weiten Schleife zog Baktar sein Fahrzeug herum, so daß seine beiden Anhänger im Halbkreis zu stehen kamen.

Von seinem erhöhten Standort konnte der Mann zwischen den Stämmen hindurch direkt auf die gewundene Straße sehen, auf dem das Auto inzwischen beträchtlich näher gekommen war.

Deutlich erkannte Baktar, daß es seine Fahrt verlangsamt hatte…

Er reagierte sofort. Mit einem Handgriff schaltete er die Scheinwerfer aus. Damit schlug er zwei Fliegen mit einer Klappe.

Erstens verhinderte er dadurch, daß man die Lichter sah, und zweitens konnte er vom Dunkeln besser den beleuchteten Wagen erkennen.

Wie ein Dieb in der Nacht lief Baktar auf Zehenspitzen zum Rand des Plateaus, stützte sich am Stamm einer windschiefen Akazie und zerdrückte einen Fluch zwischen den Zähnen.

»Verdammt… Polizei… und sie kommen genau hierher…«, es wurde ihm nicht bewußt, daß er die Worte im Selbstgespräch hervorstieß.

War es Zufall oder hatte jemand sie aufmerksam gemacht?

Mißtrauen stieg wie glühende Lava in Baktar auf.

Sie kamen!

Der Wagen rollte über die Straße und verschwand aus Baktars Sicht.

Er warf sich herum und hastete zu seinem Fahrzeug zurück.

Es blieb ihm nicht mal die Zeit, ›Ramos‹ in der Erde beizusetzen.

Baktar überlegte nicht lange.

Er lief in seinen Wohnwagen, riß einen kleinen Koffer unter dem Bett hervor und warf in aller Hast einige wichtige Utensilien hinein. Dazu gehörte auch der geflügelte Behälter, in dem das bis zum Umfang eines Tennisballs zusammengeschrumpfte Auge des Schwarzen Manja lag und die geheimnisvollen Geister aus dem

Universum sich lautlos und ästhetisch bewegten.

Die Tür zu Baktars Wohnwagen stand weit offen. Er hörte das sich nähernde Motorengeräusch.

Es blieb ihm nur noch wenig Zeit, zu wenig, um alles zum Abschluß zu bringen.

Da kam er auf eine verzweifelte Idee. Nie zuvor hatte er daran gedacht, die dienenden Geister der grauen Riesen zu seinem eigenen Nutzen zu verwenden.

Er griff nach dem Behältnis, umfaßte es mit beiden Händen, stand wie ein Magier auf der Türschwelle, und seine Lippen bewegten sich. Die leisen Worte, die er sprach, waren kaum zu hören.

»… haltet sie auf… ihr habt die Macht, und eure Macht rufe ich an… legt ihnen Hindernisse in den Weg. Ich brauche Zeit… helft mir!«

Die Bewegung der kleinen farbigen Gestalten verstärkte sich augenblicklich.

Die geisterhaften Geschöpfe wirbelten wild im Innern des Behältnisses, überschlugen sich, und rund achthundert Meter von Baktar entfernt ereigneten sich merkwürdige Dinge…

*

»Achtung! Claude .!«

Der Mann, der dies schrie, saß neben dem Fahrer und sah es zuerst.

Im hellen Licht der Scheinwerfer fielen mehrere Äste von den Bäumen und hagelten auf das Fahrzeug herab. Instinktiv zogen die beiden Polizeibeamten die Köpfe ein.

Claude Rasceau brachte den Peugeot sofort zum Stehen.

Die beiden Männer hielten den Atem an und warfen einen kritischen Blick durch die Scheiben.

Vereinzelt segelten noch ein paar Äste herab und blieben in Sichtweite der beiden Beamten liegen. Ein großer Nachtvogel löste sich erschreckt aus der Finsternis, flatterte quer durch die Lichtzone und verschwand wieder auf der anderen Seite des mit Schlaglöchern übersäten Weges.

»Der wird das ganze Theater doch nicht ausgelöst haben…«, bemerkte der Fahrer verwundert.

Sein Kollege warf ihm einen Blick von der Seite zu. »Wer weiß«, entgegnete er trocken. »Es kommt immer darauf an, was für einen Flügelschlag so ein Bursche hat…«

Sie versuchten es beide von der heiteren Seite zu nehmen, doch so ganz geheuer war ihnen die Sache nicht.

Die Polizisten ließen eine Minute verstreichen. Als alles still blieb, stiegen sie aus und sahen sich die Bescherung aus der Nähe an.

Mit lichtstarken Stablampen leuchteten sie in das dichte Gebüsch zu beiden Seiten des Weges und suchten nach einer Erklärung für das Phänomen.

»Die Bäume sind morsch«, meinte Claude Rasceau. »Da haben die Holzwürmer ganze Arbeit geleistet…«

Als hätte es nur dieser Worte bedurft, knirschte und krachte es plötzlich. Das Geräusch war so stark, daß die beiden Männer hochfuhren und instinktiv nach ihren Waffen griffen.

Noch im Bereich des Lichtes der Autoscheinwerfer ereignete sich etwas Außergewöhnliches.

Eine Akazie kippte zur Seite und wurde entwurzelt, als würden unsichtbare Titanenhände sie umdrücken.

Erdklumpen und Steine flogen durch die Luft, krachend zerbrachen Zweige und Äste.

Die Akazie legte sich quer über den Pfad und machte damit unmöglich, daß die beiden Polizeibeamten ihre Fahrt fortsetzten.

Der Lärm verebbte. Totenstille…

»Sieht beinahe so aus, als ob jemand Interesse daran hätte, uns vom Plateau fern zu halten«, knurrte Claude Rasceau. Er war einen Kopf größer als sein Kollege Louis, hatte ein dickeres Gesicht und Augen, in denen der Schalk blitzte. Rasceau war im ganzen Revier und auf Streife bekannt für seinen trockenen Humor. »Das mit den Holzwürmern scheint 'ne falsche Interpretation gewesen zu sein… so fest kann keiner zubeißen, daß 'ne Akazie blitzartig umkippt.«

Verwirrt sahen sie sich um und blickten an den Bäumen empor, die sie umgaben. Es war zu befruchten, daß jeden Moment ein weiterer Koloß umkippte.

Aber die Befürchtung bestätigte sich nicht.

»Bleib hier, Louis! Ich seh mal nach dem rechten… sag du in der Zentrale Bescheid, was hier los ist. Vielleicht haben die eine Erklärung dafür…«

Claude Rasceau hielt in der einen Hand die Taschenlampe, in der anderen die entsicherte Pistole. So ausgestattet stieg er über die Äste hinweg, umrundete den quer über dem Pfad liegenden Baum und achtete auf jede Bewegung, jedes Geräusch. Doch jetzt war alles wieder normal.

Es schien, als hätte irgend etwas, irgend jemand nur darauf gewartet, bis sie hierherkamen, um ihnen dann den Weg abzuschneiden.

Rasceau war ein logisch und klar denkender Mensch, der mit beiden Beinen im Leben stand. So leicht konnte ihn nichts aus der Fassung bringen und erst recht nicht in Angst versetzen.

Aber jetzt hatte er welche…

Der anonyme Tip eines Anrufers hatte sie auf die Spur des

Zugmaschinenfahrers gebracht.

Etwas stimmte nicht mit dem Mann, hieß es. Man solle sich die Wohnwagen mal genauer unter die Lupe nehmen. Aber genau daran wurden sie gehindert…

Rasceau umging den umgestürzten Baum im großen Bogen. Der Boden unter seinen Füßen war hart und trocken. Rotbraune Erde, die von kleinen und großen Steinen durchsetzt war…

Der Höhenunterschied von der Straße bis zum Platz betrug etwa siebzig Meter.

Seit dem urplötzlichen Bremsmanöver Claude Rasceaus waren genau zwei Minuten vergangen.

Da stieg brüllend und fauchend die lodernde Stichflamme vor ihm empor.

Das grelle Licht stand kerzengerade am Himmel, eine Fackel, die über die Wipfel der Bäume hinwegschlug, die auf dem Plateau standen.

Die höher gelegene Landzunge brannte lichterloh!

*

Es war ihm nur darauf angekommen, die Zeit zu strecken. Das war ihm gelungen, dank der Hilfe, die ihm jene zuteil werden ließen, die Materie beeinflussen konnten, ohne selbst materiell zu sein…

Die dienenden Geister hatten dafür gesorgt, daß die Verfolger behindert wurden. Baktar brauchte nur Zeit, um das Benzin über den großen Wohnwagen zu schütten, in dem Ramos' Leiche lag, und dann anzuzünden.

Sofort stand eine tosende Feuerwand vor ihm. Die Flammen griffen rasch auf den kleineren Wohnwagen über, auf die Zugmaschine, die daran gekoppelt war.

Die sich rasch entwickelnde, unbarmherzige Hitze trieb ihn zurück.

Für Baktar gab es nur einen Weg, das Plateau zu verlassen. Über die Klippe, die steil und gefährlich nach unten führte. Der Rückzug über den Pfad zur Straße hin war ihm abgeschnitten. Da würde er seinen Verfolgern, die sich inzwischen bestimmt gefangen hatten, genau in die Hände laufen…

Baktar hatte die zwei zusätzlichen Minuten, die ihm geschenkt wurden, voll ausgenutzt.

Mit dem kleinen Koffer in der Hand, der seine persönlichen Utensilien und das mysteriöse Gefäß der Geister enthielt, lief er auf den Klippenrand zu und stieg darüber hinweg.

Ein letzter Blick zurück zur Flammenwand, die steil und prasselnd hinter ihm stand! Der große Wohnwagen war nur noch Wrack. Die verbogenen Eisenträger glühten, das feste Holz war nur noch ein

Hauch Asche, die glimmend von der heißen Luft vertrieben wurde.

Das Innere des Wagens war ein einziges Flammenmeer, Ramos' Leiche nur noch ein Klumpen, der vom Feuer aufgezehrt wurde.

Baktars Gesicht leuchtete im Widerschein des Flammenmeers. Er wirkte ernst, traurig – und doch zufrieden.

Kein Mensch, der es nicht wissen durfte, würde es jemals erfahren.

Die Hitze wurde unerträglich. Auf dem Plateau konnte man es nicht mehr aushalten. In den Bäumen ringsum begann es bedrohlich zu knistern. Dünne Zweige flammten auf und fielen verkohlt zur Erde.

Baktar rutschte über den steinigen Rand. Im Widerschein des Feuers erkannte er Vorsprünge und Nischen in der Steilwand. In einer Tiefe von etwa sechzig Metern spülten die Wellen des Mittelmeeres an das felsige Gestade.

Die vom Meer her wehende Brise empfand Baktar als kühl und angenehm auf seinem Gesicht.

Schon nach wenigen Metern des anstrengenden Abstieges fühlte der sportlich trainierte Mann, daß er sich auf ein äußerst gefährliches Unterfangen eingelassen hatte. In der Eile hatte er gehandelt, ohne über die Folgen nachzudenken. Dazu gehörte auch das Legen des Feuers.

Die ersten Bäume brannten wie Fackeln und säumten lodernd den Rand des Plateaus. Dies hatte Baktar nicht gewollt, doch um Ramos' Existenz zu verschweigen, wäre er jederzeit wieder bereit gewesen, die gleiche Tat zu begehen.

Der Abstieg war äußerst schwierig und kräfteraubend. Lose Steine brachen unter den Füßen des Kletterers ab und kullerten in die Tiefe. Brennende Äste fielen über den Felsenrand und erloschen zischend in den schäumenden Wellen.

Vereinzelt aber trafen die glühenden Stücke auch ihn, und er konnte ihnen nicht rechtzeitig ausweichen. Ein daumengroßes Stück fiel auf seine Schulter, brannte im Nu ein Loch ins Hemd und verbrannte seine Haut.

Baktar biß die Zähne zusammen, um nicht aufzuschreien. In diesen entscheidenden Sekunden, während ein tiefes Brandloch entstand, durfte er nicht mal eine hastige Bewegung machen.

Es dauerte nur zwei Sekunden, bis er diese Hand herumbrachte, während sein ganzes Körpergewicht an der anderen hing. Wie in Zeitlupe jedoch kam ihm sein Handeln vor.

Er schnippte das glühende Stück davon, schloß zitternd die Augen und bebte am ganzen Körper. Er glaubte, der Schmerz würde ihn ohnmächtig werden lassen.

Unter einem Felsvorsprung, den er wenig später erreichte, ohne sagen zu können wie, blieb er eine Zeitlang erschöpft liegen.

Er bekam in der Tiefe mit, daß eine Feuerwehr eintraf, die über

Funk von der Polizei angefordert worden war.

Die beiden Beamten hatten durch rechtzeitige und schnelle Reaktion ein Übergreifen der Flammen auf die Zugmaschine verhindert. Mit dem Feuerlöscher aus ihrem Auto hatten sie das Fahrzeug eingeschäumt.

Die Feuerwehr bekam den Brand schnell unter Kontrolle.

Die Gegend wurde abgesucht, doch die Suche nicht gründlich durchgeführt. Allgemein war man der Ansicht, daß es sich bei dem Vorfall, der unter so mysteriösen Vorzeichen begonnen hatte, um ein Unglück handelte. Konnte es sein, daß jener Zigeuner, der die Zugmaschine gesteuert hatte, mit jenen Kreisen in Verbindung gebracht werden mußte, die Waffen ins Ausland schmuggelten oder an Terroristenorganisationen lieferten? War möglicherweise eine gewaltige Sprengstoffladung in die Luft gegangen?

Und dabei war der Fahrer offensichtlich ums Leben gekommen.

Spezialisten würden das im einzelnen herausfinden.

Um diese Dinge brauchten Claude Rasceau und sein Begleiter Louis sich den Kopf nicht zu zerbrechen. Kopfzerbrechen allerdings bereiteten ihnen nach wie vor die Äste und Zweige, die von den Bäumen abgerissen und herabgeworfen worden waren, und die umgestürzte Akazie. Die beiden Polizisten gaben ihre Beobachtungen in ihrer Dienststelle zu Protokoll. Aber auch dort wußte niemand etwas damit anzufangen.

Zu diesem Zeitpunkt befand sich Baktar in relativer Sicherheit.

Während der größten Aufregung war es ihm gelungen, den steinigen, schmalen Sandstreifen zu erreichen und von dort aus seine Flucht fortzusetzen.

Er hatte sein Hemd ausgezogen, wrang es durch in der kühlen Flut des Mittelmeeres und legte sich das Hemd dann einfach auf die schmerzende Wunde seiner Schulter.

Die Kühle tat gut.

Baktar lief durch die Nacht. Über eine Stunde lang legte er keine Verschnaufpause ein. Er lief nicht sonderlich schnell, immer gleichmäßig und schaffte so ein verhältnismäßig großes Pensum.

Der Strand wurde schließlich breiter. Die Steine blieben hinter ihm, und vor ihm lag herrlicher, weißer Sandstrand.

Baktar benutzte den äußersten Rand, der an einen aufgeschütteten Erddamm stieß, um so wenig wie möglich Spuren zu hinterlassen. Fußabdrücke im Sand konnten ihm zum Verhängnis werden.

Er mußte vorerst spurlos untertauchen, egal wie die Dinge lagen.

Am besten würde es sein, wenn die verantwortlichen Behörden der Meinung waren, er sei bei dem Feuer ums Leben gekommen…

Baktar taumelte mehr, als er ging. Er bewegte sich wie ein Roboter.

Dann erblickte er vor sich ein kleines Licht: Das beleuchtete Fenster eines Hauses nahe am Strand. Dahinter lagen weitere beleuchtete Häuser.

Er erreichte eine Bucht, die nicht sauber und gepflegt war. Auf einem Erdhügel stand ein Gasthaus, das als Spezialität eine Bouillabaisse anbot.

Auch Zimmer für die Nacht waren noch zu haben.

»Na also«, knurrte Baktar in seinen Bart. »Da soll nur einer behaupten, so etwas wie Glück gäbe es nicht mehr… hier werde ich ein Bett finden, um mein müdes Haupt zur Ruhe zu legen und meinen Hunger mit einer kräftigen Suppe zu stillen. Die Welt sieht gleich viel freundlicher aus.«

Er stieg die acht ausgetretenen Sandsteinstufen nach oben. Hinter der bunt verglasten Tür waren Stimmen, leises Lachen und das Klirren von Gläsern zu hören.

Baktar trat ein.

Die Herberge war ein besseres Gasthaus. Zimmer gab es nur unterm Dach.

Er fragte danach, ob er die Nacht bleiben könne.

Die Wirtin, die eine dunkelkarierte Schürze trug, nickte.

»Zimmer sind noch frei… mit petit dejeuner nehmen wir zwölf Franc die Nacht…«

Keine Frage nach seinem Namen, seiner Herkunft. Er brauchte sich nicht mal einzutragen.

»Hatten Sie einen Unfall, Monsieur?« wurde er gefragt.

Das zumindest mußte kommen, das hatte er erwartet.

Er nickte. »Mir ist einer hinten draufgefahren. Ich hatte eine Panne. Zum Glück ließ sich der Wagen noch in die nächste Werkstatt schleppen. Vielleicht kann ich noch weiter…«

»Wo wollten Sie denn hin?«

»Marseille…«

»Dann haben Sie noch eine lange Strecke vor sich… hier sind die Zimmerschlüssel, Monsieur. Ich wünsche Ihnen einen guten Aufenthalt.«

Er nickte und umfaßte den Koffer fester, in dem er seine Papiere, einiges Bargeld, Schmuck und Bilder und vor allem das magische Gefäß hatte. Daß der Koffer ihm nicht abhanden gekommen war, grenzte bei der riskanten Klettertour über die Steilklippe an ein Wunder.

Die ganze Zeit über trug er ihn an einer Lederschlinge um den Hals. Das Gepäckstück war flach und nicht sonderlich schwer. Erst nachdem er das Ufer einigermaßen wohlbehalten erreicht hatte, entschloß er sich, die Lederschlaufe zu lösen.

Das Zimmer bot keinerlei Komfort, die Fenster ließen sich nicht

richtig schließen, und in der Toilette funktionierte die Spülung nur in Zeitlupe. An all diesen Dingen nahm er keinen Anstoß. Ihn interessierte nicht mal die fette Kakerlake, die über den fleckigen Dielenboden kroch.

Die Hauptsache nach einer heißen Suppe war das Bett.

Er ließ sich einfach hineinplumpsen. Er war zu erschöpft, um sich noch auszuziehen.

Drei Minuten später war er fest eingeschlafen…

*

Er fiel nach vorn. In der pulsierenden Schwärze nahm er seinen Gegner nur schemenhaft wahr.

Der andere hatte das Überraschungsmoment auf seiner Seite.

Rani Mahay stürzte zu Boden, rollte sich über die Schulter ab und milderte dadurch den Fall beträchtlich. Zum Glück war es von dem Licht in der Oberfläche der fremden Welt bis hinunter zum Boden nur schätzungsweise zwei Meter, und Mahay ergriff die Chance, seinen Gegner zu packen, mit sich zu ziehen und den Spieß umzudrehen.

So stürzte nicht nur der Inder, sondern auch der andere, der offensichtlich geglaubt hatte, leichtes Spiel zu haben.

Während des Angriffs gingen Rani Mahay eine Menge Gedanken durch den Kopf. Er dachte an wilde Tiere oder primitive, menschenähnliche Geschöpfe, die in finsteren Labyrinthen unter der durchlöcherten Oberfläche auf ein Opfer lauerten. Aber er fragte sich auch, wie diese Opfer beschaffen sein mochten in einer Welt, die keine Pflanze und kein Tier hervorgebracht hatte.

Gleich darauf sollte er eine erschütternde Entdeckung machen…

Blitzschnell rollte er sich herum, ehe sein unbekannter Widersacher erneut aktiv werden konnte.

Der Inder konnte sich einfühlen in das Bewußtsein wilder Tiere, im Notfall machte er von dieser Gabe auch Gebrauch bei Menschen. Er beeinflußte dann mit scharfen, konzentrierten Gedanken das Hirn seines Gegners, der dann von ihm abließ.

Rani war darauf gefaßt, daß er es mit einen dämonischen Geist zu tun hatte, ein Geschöpf, das zwei Hände besaß, um zuzupacken, möglicherweise eine entfernt menschliche Körperform aufwies und…

Es durchfuhr ihn.

Er spürte – menschlichen Geist, menschliches Denken!

Aber das konnte doch nicht sein. Hier auf dieser fernen Welt, irgendwo in der Unendlichkeit des Mikrokosmos!

Kein vertrautes Bewußtsein, das er einem der Freunde hätte zuschreiben können. Ein fremder Mensch, ein am Rand der Gesellschaft Lebender, der wie er hierher verschlagen worden war!

Rani Mahay riß den Arm herum, parierte einen weiteren Angriff und hörte den überraschten, leisen Aufschrei, als der Gegner merkte, daß er mit dem Inder kein leichtes Spiel hatte.

Mahay riß den Angreifer herum, kam auf ihm zu knien und hielt im nächsten Moment wie durch Zauberei den Dolch in der Hand. Er setzte die Spitze der Waffe an die Kehle seines Widersachers, den er in der Dunkelheit mehr fühlte als sah.

»Und nun machen Sie keinen Unsinn«, stieß der Koloß von Bhutan gepreßt hervor. »Unterlassen Sie alles, was ich falsch deuten könnte – in Ihrem eigenen Interesse. Das Messerchen in meiner Hand ist nicht so harmlos, wie es aussieht. Ich brauche gar nicht viel zu tun, und die Klinge wächst wie durch Zauberei. Ehe ich es verhindern kann, hat sie Ihren Kopf abgeschlagen!«

Wie stark und mächtig der Gegner war, konnte er nicht wissen. Es war eine reine Vorsichtsmaßnahme, daß er die Hand so legte, daß sie auf die Kontaktfläche zu liegen kam, die bei Bedarf die Klinge des Dolches im wahrsten Sinne des Wortes wachsen ließ.

»Wer sind Sie? Was machen Sie hier und warum ziehen Sie harmlosen Spaziergängern die Füße unterm Leib weg?« wollte Rani wissen. »Wenn das Letztere eine Art der Begrüßung auf dieser Welt sein sollte, muß ich Sie allerdings meinerseits um Entschuldigung bitten. In diesem Fall versteh' ich allerdings nicht, warum Sie mir dann gleich an die Kehle springen wollten. Ist das nur ein Zeichen übergroßer Freundlichkeit? Wenn Sie jetzt noch dafür sorgen könnten, daß das Licht irgendwo hier angeht, wäre das natürlich noch besser für uns beide…«

Die Finsternis war undurchdringlich. Wie ein Schleier hüllte sie alles ein.

Ranis Worte waren kaum verklungen, als ein fahlgrünes Leuchten die absolute Schwärze vertrieb.

»Alle Achtung«, sagte er anerkennend. »Das funktioniert hier ja wie am Schnürchen…«

Die Wände ringsum strahlten aus sich heraus, so daß man die Umgebung erkennen konnte. Die Höhle, in der sie sich aufhielten, war geräumig. Runde, bizarr geformte Wände begrenzten Mahays Sichtfeld. Dahinter begannen offensichtlich weitere Kavernen. Sie waren untereinander verbunden durch kreisrunde Stollen und Durchlässe. Alles wirkte sehr weich, verspielt und fremdartig und paßte gar nicht so recht zum Erscheinungsbild der ›äußeren‹ Welt, die Mahay zuerst kennengelernt hatte.

Er wandte sein Gesicht dem unter ihm liegenden Gegner zu.

Auch er war ein Mensch, wenn die äußere Gestalt seinem wirklichen Erscheinungsbild entsprach und nicht auf einer Manipulation beruhte, egal welcher Art sie auch sein mochte.

Der Mann war blaß, hatte dunkle, kluge Augen, dunkles Haar und war von mittlerer Größe. Mahay schätzte ihn auf Mitte bis Ende dreißig.

»Wer sind Sie, und wo kommen Sie her?« stellte der Inder seine erste Frage erneut.

Der Adamsapfel des Gefragten hüpfte unter der Dolchspitze.

»Ich heiße Friedrich Chancell und komme aus der Umgebung von Basel«, sagte der Mann in akzentuiertem Englisch.

Er antwortete damit in der Sprache, mit der Rani die Konversation begonnen hatte.

Er glaubte nicht richtig zu hören.

»Und wer sind Sie?« wollte der dunkelhaarige Mann wissen.

»Ich heiße Rani Mahay und komme aus Marlos…«

Chancells Augen verengten sich. »Marlos? Nie gehört…«

Der Inder lockerte den Druck des Dolches und nahm ihn dann ganz weg.

Er glaubte dem Fremden. Offensichtlich hatte auch den ein dramatisches Ereignis in diese Welt katapultiert.

»Sie müssen sich hier wie zu Hause fühlen«, konnte der Inder die Bemerkung nicht unterlassen.

»Zu Hause fühlen? Wie meinen Sie das denn?« Chancell richtete sich auf. Rani war ihm auf die Beine behilflich. Trotz der legeren Art und der Frotzeleien, die über seine Lippen kamen, war Mahay einzige gespannte Aufmerksamkeit. Vielleicht war dies alles nur Bluff. Dämonen hatten tausend Möglichkeiten, Sterbliche an der Nase herumzuführen.

Der Inder machte eine umfassende Bewegung. Löcher überall. »Wie ein Schweizer Käse, finden Sie nicht auch.?«

Da zuckte auch um Chancells Lippen ein amüsiertes Lächeln.

»Vielleicht haben Sie recht«, sagte der Mann versonnen, »vielleicht fühl' ich mich hier wirklich auch wie zu Hause. Diese unterirdische Höhle ist meine zweite Heimat geworden. Notgedrungen. Mir kommt es selbst vor wie ein Traum, seitdem ich die Möglichkeit habe, zwischen den Welten hin- und herzupendeln.«

»Sie können – jederzeit von hier weg?« fragte Rani elektrisiert.

»Ja. Ich brauche diesen Wunsch nur an Skash weiterzugeben. Er wird ihn mir jederzeit erfüllen wie den Wunsch nach Licht, den ich vorhin geäußert habe. Er vermag viel, wenn man nur recht mit ihm umzugehen weiß. Ich möchte Sie übrigens darauf aufmerksam machen, daß Ihr Dolch…«

»Mein Schwert«, verbesserte Rani schnell. »Sehen Sie selbst…«

Mit diesen Worten streckte er die Hand aus, die den blinkenden Griff umklammert hielt. Er übte bewußt mit dem Handballen Druck auf eine bestimmte Stelle aus, und Friedrich Chancells Augen weiteten

sich.

Die Klinge schnellte blitzschnell nach vorn und wuchs um das Zehnfache. Gleichzeitig verbreiterte sie sich auf eine geheimnisvolle Weise, die er sich nicht erklären konnte.

Rani Mahay zog das Schwert, das er plötzlich in der Hand hielt, durch die Luft. Zischend umfuhr sie die Klinge. Die Waffe war federleicht.

»Sie wurde nicht auf der Erde geschmiedet«, sagte Chancell unvermittelt.

Mißtrauisch musterte er das Schwert und berührte es schließlich. Beinahe ehrfürchtig! »Wo haben Sie das her?«

»Nicht von der Erde, wie Sie bereits richtig erkannt haben. Es gibt Situationen im Leben manches Menschen, die sich mit Worten kaum oder gar nicht beschreiben lassen. Ich bin in viele dieser ›unbeschreiblichen‹ Situationen geraten und hatte noch das Glück, mit heiler Haut davonzukommen. Im Kampf mit Mächten, die auf der Erde nur von wenigen als überhaupt existent anerkannt werden, habe ich irgendwann mal dieses Schwert erbeutet und mitgenommen. Da es so handlich ist, nehme ich es neuerdings dann mit, wenn ich das Gefühl habe, es unter Umständen zu brauchen, um mein Leben zu verteidigen…«

Friedrich Chancell sah den Mann mit der prachtvollen Glatze bewundernd an.

»Sie gefallen mir, Mister Mahay…«, sagte er anerkennend. »Ich finde Sie sympathisch, und ich werde das Gefühl nicht los, daß uns beide eine ganze Menge miteinander verbindet. Wir sollten uns näher kennenlernen.«

»Sie sprechen mir aus dem Herzen, Mister Chancell. Fangen wir am besten gleich damit an. Sie scheinen über diesen hübschen Fleck hier gut Bescheid zu wissen. Wo befinden wir uns? Ist diese Welt lokalisierbar?«

»Sogar ziemlich genau.«

»Ist es die Welt Zoor?«

»Sie heißt Arnagk.«

»A-r-n-a-g-k…«, dehnte Mahay nachdenklich das Wort. »Hört sich an wie ein Begriff aus der Sprache der grauen Riesen…«

»Es ist ein Begriff aus dieser Sprache. Und da Sie die grauen Riesen kennen, beweist dies nur, daß Sie Kenntnisse über eine Materie haben, die weit über das übliche Maß hinausgeht. Arnagk – das bedeutet ›Welt der toten Seelen‹ oder ›Sargasso der Gestrandeten‹… Arnagk ist ein einziger, riesiger unterirdischer Friedhof, und Zoor ist davon so weit entfernt wie schätzungsweise die Erde vom nächsten Sonnensystem…«

*

Mahays Miene wurde hart.

»Arnagk trägt seinen Namen zu recht«, murmelte er abwesend. »Gestrandet ist der richtige Ausdruck… ich befinde mich an einem Ort, an den ich nicht wollte.«

»Wie kamen Sie hierher?«

Rani berichtete ihm von ›Ramos‹ und Baktar. Chancell hörte ihm zu, ohne ihn ein einziges Mal zu unterbrechen.

»Und auf welche Weise sind Sie hierher geraten?« fragte der Inder abschließend.

»Das ist eine lange und nicht minder phantastische Geschichte, Mister Mahay… angefangen hat eigentlich alles schon vor ein paar Jahren. Doch da wußte ich weder etwas von der Welt des Mikrokosmos und überhaupt nichts von einem möglichen Weg, der für einen Normalsterblichen dorthin führen könnte… ich bin eigentlich völlig verfehlt hier, wenn man es genau betrachtet. Ich dachte immer, daß die fremden Götter, die in grauer Vorzeit die Erde besuchten, aus dem All gekommen wären, irgendwoher von einem fernen Stern… das geschah auch, wie ich inzwischen weiß. Aber es war nicht das einzige Wunder, das sich lange vor unserem Leben ereignete. Die Erde hatte von vielen Rassen Besuch. Sowohl aus dem Makro- wie aus dem Mikrokosmos. Eine Ironie des Schicksals, nicht wahr, wenn Sie bedenken, daß ich die Spuren der Götter suchte, die von den Sternen kamen und auf die stieß, die aus dem mikroskopisch Kleinen bis in unsere Welt verdrangen. Wer was hinterließ, auf wen was zurückgeht – das läßt sich im Einzelfall vorerst schlecht feststellen. Die Überlieferungen mischen sich, sind verschleiert, was kein Wunder ist. Die aus dem Mikrokosmos kamen, erreichten unsere Welt in der für sie maßgebenden Größe. Die mikroskopisch Kleinen wuchsen in gleichem Maß, wie wir schrumpfen mußten, um in diese Welt zu passen…«

Chancell unterbrach sich.

Rani Mahay blickte auf den Sprecher, und eine Ahnung kam ihm. »Ich glaube, ich kenne Sie. Chancell… jetzt weiß ich, wo mir Ihr Name schon begegnet ist… Sie sind der Chancell, der sich mit außergewöhnlichen Forschungen befaßt, der überzeugt davon ist, daß unsere Zivilisation nicht die erste auf der Welt ist und vor allen Dingen in früherer Zeit außergewöhnlich stark von außerirdischen Besuchern beeinflußt wurde. Mit dieser Meinung stehen Sie nicht allein. Sie sind bisher nicht besonders stark in der Öffentlichkeit hervorgetreten. Sie arbeiten mehr im Verborgenen. Ihr Name ist mir jedoch kürzlich mit einer Reise, die Sie angetreten haben, in Erinnerung. In einer Zeitung habe ich davon gelesen, daß Sie zum

Amazonas wollten. Ihre Reise scheint offenbar nicht zum ursprünglichen Ziel geführt zu haben…«

»Ich bin dort angekommen – aber die Reise war da noch nicht zu Ende. Es fing alles erst an. Ich stieß auf das Wrack der namenlosen Götter…«

»Was ist das?«

»Ein uraltes Schiff, das in einem versumpften Seitenarm des Amazonas lag. Es sah aus wie ein Kriegsschiff, versehen mit Kanonen und allerlei Kriegsgerät, das ich an Bord fand, als ich es betrat. Ich stieß auf die Skelette fremdartig geformter Lebewesen, die man am ehesten mit überdimensionalen Seepferdchen vergleichen kann. Wahrscheinlich kam die Besatzung aus dem Meer, bei ihr handelte es sich um eine Rasse, die sowohl im Wasser als auch auf dem Land existieren konnte. Doch das ist noch nicht alles. Ich stieß innerhalb des vom Zahn der Zeit stark angenagten Wracks auf eine Kabine, die völlig intakt war. Darin befand sich an der Wand erhaben angebracht ein Atommodell, das frappierende Ähnlichkeit mit der Darstellung eines Sonnensystems hat. Ahnungslos, wie ich war, berührte ich einen der weiter abgelegenen Punkte, die um den Kern kreisten. In dem Augenblick, als es los ging, wurden mir einige Zusammenhänge klar.

Die Besatzung und der Gefangene des Schiffes waren aus einer anderen Welt zu uns gekommen, aus der unfaßbaren Welt des Atoms… Der Mechanismus funktionierte noch. Ich geriet in den Sog der Kräfte, die ich unbeabsichtigt aktiviert hatte.

Das also war das Geheimnis! Das Modell an der Wand stellte das Sonnensystem der Fremden dar. Und für mich begann in dem Augenblick die Reise in das Sonnensystem des Mikrokosmos', als meine Hand sich von der symbolhaften Darstellung einer bestimmten, mir unbekannten Welt löste. Ich versuchte noch zu fliehen, aber ich schaffte es nicht mehr. Die Schmerzen während des Schrumpfungsprozesses waren unerträglich. Ich wurde zum Spielball von Gewalten, die ich wahrscheinlich niemals begreifen werde. Ich muß wohl fürchterlich geschrien haben in meiner Not und Verzweiflung. Ich war gefangen in meinem eigenen Alptraum. Es gab kein Vor und Zurück mehr für mich. Auf meinem Weg in die Welt des Atoms rasten tausend unterschiedliche Eindrücke an mir vorüber. Ich sah andere Welten und Ereignisse, die mit Sicherheit von Bedeutung waren – mit denen ich wahrscheinlich jedoch nie wieder in Berührung kommen werde.

Die Tatsache, daß durch meine Berührung ein geheimnisvoller Mechanismus in Gang geraten war, bewirkte aber noch etwas.

Skashs Geist konnte in den Körper zurückkehren, der ihm geblieben war. Der geheimnisvolle magische Umhang, der ganz sein eigen ist, hatte die Kraft über die Jahrtausende hin bewahrt. Und

durch Skash erreichte das Wrack das Innere der Pyramide, die von Stunde an mein sicheres Zuhause wurde.«

»Wer ist Skash? Von welcher Pyramide sprechen Sie?«

»Die Pyramide werden Sie zu sehen bekommen, auch das Wrack, das sich noch darin befindet. Und selbstverständlich werde ich Sie auch zu Skash führen. Vielleicht weiß er Rat. Er kann viel. Er verfügt über die Gabe der Magie. Vielleicht weiß er etwas über Zoor. Seltsam…«, fügte er plötzlich versonnen hinzu.

»Was ist seltsam?« hakte Rani Mahay sofort nach.

»In diesem Teil der Welt, wo man eigentlich keinen Menschen vermutet, herrscht doch ein beachtlicher Fremdenverkehr«, sagte er plötzlich mit dem Anflug eines jungenhaften Lächelns. »Sie sind nicht der erste und einzige, dem ich begegne.«

»Aber der erste wahrscheinlich, dem Sie die Beine unterm Leib weggezogen haben«, murrte Mahay.

»Ja, das stimmt.«

»Es hätte sicher auch einen anderen, angenehmeren und weniger aufregenden Weg gegeben, Kontakt mit mir zu schließen…«

»Das weiß ich nicht. Ich mußte aus dem Verborgenen, aus der Sicherheit heraus handeln, um das Risiko für mich so niedrig wie möglich zu halten. Schließlich kannte ich Sie nicht und wußte nicht, mit wem ich es zu tun hatte. Ich weiß immer noch nicht, auf welche Weise Sie genau hierher kamen.«

»Das alles werde ich Ihnen in Ruhe erzählen. Aber wie war das noch mit den anderen Menschen, die Sie inzwischen in der Welt des Atoms gesehen haben?« kam Rani auf einen Punkt zu sprechen, der ihm besonders am Herzen lag. »Bei welcher Gelegenheit war das – und wie sahen diese Menschen aus?«

»Ein Bild hat sich mir wie mit einem Brenneisen in mein Bewußtsein eingeprägt. Bei dem ziellosen ›Flug‹ durch die Welt des Atoms streifte ich viele Stationen und geheimnisvolle Orte, die sich wahrscheinlich nie mehr lokalisieren lassen. Vermutlich nicht mal durch Skash…

Das Wrack der Götter, das sich aus der Normalwelt gelöst hatte und in den Mikrokosmos geschleudert wurde, geriet kurzfristig in eine gewaltige Höhle, in der ich einen Mann und eine Frau beobachten konnte. Die Frau hatte braune Haut und schwarze Haare. Sie sah aus wie eine Südamerikanerin…«

»Carminia!« entfuhr es Rani erregt.

»Wie bitte? Ich habe Sie nicht verstanden…«

»Weiter, Chancell, erzählen Sie weiter! Was haben Sie noch gesehen?!«

»Einen Mann…«

»Wie sah er aus?«

»Groß, stark, ein Abenteurertyp, blond. Er trug ein Schwert in der Hand…«

»Björn! Das war Björn Hellmark! Sie müssen, ohne daß Sie es gewollt haben oder beeinflussen konnten, einen Abstecher nach Zoor unternommen haben!«

»Möglich… Ich habe viele fremdartige Orte gesehen, wie ich bereits sagte. Vielleicht war Zoor darunter.«

»Aber bei dem Mann und der Frau, die Sie flüchtig bemerkt haben, muß noch jemand gewesen sein. Ein Mensch mit einer silbernen Haut.«

Friedrich Chancell schüttelte den Kopf. »Nein, tut mir leid. Habe ich nicht gesehen. Vielleicht war er in der Nähe… es ging alles sehr schnell, wie Sie wissen.«

»War der Mann mit dem Schwert in eine Kampfhandlung verwickelt?«

»Es sah so aus. Ich glaube die Frau in der Höhle war gefesselt. Allerdings kann ich das nicht mit Bestimmtheit sagen.«

»Haben Sie noch in Erinnerung, wie die Höhle aussah, Chancell?«

»Anders als diese hier. Unheimlich, schwarzrot. Mitten drin lag ein gewaltiger See mit schwarzem Wasser. Einen Moment schien es, als ob das Wrack seinen Bestimmungsort erreicht hätte in einer Atmosphäre des Grauens. Mitten im See eine Insel, darauf eine kolossale Burg, ein Palast des Bösen, grotesk und bizarr, als lauere darin das personifizierte Grauen. Mehr konnte ich nicht sehen. Mir scheint, daß Sie irgend etwas oder irgend jemand erkannt zu haben glauben?«

»Ja. Der Mann und die Frau, die Sie gesehen haben, sind die Menschen, die ich suche. Insgesamt aber müssen es drei sein. Arson, der Mann mit der Silberhaut, wurde ebenfalls in die Mikroweit verschlagen. Vielleicht war er zu diesem Zeitpunkt auch schon nicht mehr bei Ihnen, nicht mehr am Leben…«

Chancell konnte es nicht fassen. »Die Welt ist klein«, murmelte er. »Sicher täuschen Sie sich.«

»Ein Irrtum ist ausgeschlossen.«

Chancell seufzte. »Dann würde mich nicht wundern, wenn Sie behaupten, auch jenen Mann zu kennen, den wir hier auf Arnagk fanden.«

»Sie haben jemand gefunden?«

»Ja. Einen Menschen – wie wir. Aus Fleisch und Blut. Das ist erst einen Tag her. Als wir ankamen, muß er schon einige Stunden besinnungslos gewesen sein. Er ist sehr erschöpft, sein Zustand ist bedenklich. Daß wir den Fremden hier entdeckten, hängt mit meinem Verhalten Ihnen gegenüber zusammen. Ich wußte nicht, ob er ein Einzelgänger war, ob Freund oder Feind. In dem Augenblick, als ich Sie entdeckte, beobachtete ich Sie eine ganze Weile. Die Ereignisse,

mit denen ich seit meiner Abwesenheit von meiner Welt konfrontiert wurde, haben mich vorsichtig und mißtrauisch werden lassen. Auch auf dieser Welt, die den grauen Riesen gehört, auf der jene für alle Zeiten bleiben, die auf dem Weg durch die Räume und Zeiten stranden, gibt es keine Sicherheit. Die Mächte, die Skash bekämpften, sind noch lange nicht ausgemerzt. Er ist auf der Suche nach seiner Vergangenheit.«

»Wie sieht der Fremde aus, den Sie gefunden haben?«

»Ein alter Mann, groß, eine hohe Stirn, schlohweißes Haar. Eine ehrerbietende Erscheinung…«

Chancell brauchte nicht weiter zu reden.

Rani kannte nur eine Person, auf den diese Beschreibung paßte.

Al Nafuur!

*

Die Menschen, mit denen der Inder im Geist verbunden war und von denen er hoffte, daß sie noch am Leben waren und er ihnen Hilfe bringen konnte, hielten sich nach wie vor auf Zoor auf.

Zoor war eine von zahllosen Welten in der Unendlichkeit und Unfaßbarkeit des mikroskopisch Kleinen, das nicht weniger wunderbar und rätselhaft war wie der Makrokosmos, in dem die Sonne, die Erde und die anderen Planeten sich bewegten. Ob das Große oder Kleine – alles gehörte irgendwie zusammen und war entstanden aus einer einzigen, gewaltigen Urmasse zu Beginn der Zeiten.

Björn Hellmark und sein Freund Arson, der Mann aus der Zukunft, befanden sich nach einem aufregenden und gefährlichen Abenteuer in relativer Sicherheit.

Dank eines Gedankengesprächs, das Björn mit seinem Geistfreund Al Nafuur geführt hatte, fanden sie in der Unheilsburg Nh’or Thruus einen Ort, der auch dem Burgherrn nicht zugänglich und durch ihn kontrollierbar war.

Es war ein finsterer Keller, in dem vor Zeiten ein grauer Riese gestrandet war und zu Tode kam. Die Leiche des Grauen versteinerte. Vor dieser Versteinerung standen nun Hellmark und Arson.

Carminia Brado befand sich nicht unter ihnen.

Sie war von den bösen Puppen Nh’or Thruus entführt und irgendwohin in dieser labyrinthischen Burg verschleppt worden.

Bis zur Stunde war unbekannt, was der irre Herrscher von Zoor mit ihr vorhatte, wohin er sie verschleppen ließ.

Die Tatsache, daß Björn und Arson durch Al Nafuurs Hilfe den versteinerten Riesen fanden, war ein Lichtblick in einer Situation, in der die beiden Männer durch die unheimliche Macht in dieser Burg ins

Abseits gedrängt worden waren.

Hellmark hatte inzwischen durch den dämonischen Nh'or Thruu ein Auge des Schwarzen Manja eingebüßt. In den Säurefluten des schwarzen Meeres rings um die Burg war es aufgelöst worden, und er hatte die Fähigkeit eingebüßt, sich zu verdoppeln. Sein Doppelkörper Macabros konnte nicht mehr agieren. Damit war gerade auf dieser Welt und in dieser Lage ein wichtiger Helfer ausgefallen.

Dem Herrscher von Zoor kam es offensichtlich darauf an, erst alle Verteidigungsmöglichkeiten seiner Gegner unbrauchbar zu machen, ehe er das große Finale einleitete, das mit dem Tod der Eindringlinge beendet werden würde. Nh'or Thruu wollte seinen Triumph bis zur Neige auskosten.

Doch bis zu diesem Punkt wollte Björn es nicht kommen lassen.

Er stellte das beschädigte Gefäß zurück, das er in der Nähe des versteinerten grauen Riesen durch Al Nafuurs Hinweis gefunden hatte. Das Behältnis trug an jeder Seite einen gespreizten, durchsichtigen Flügel. Beide waren stark beschädigt. In ihm jedoch bewegten sich matt etwa fingergroße, farbige Gestalten, die ihre Lebensenergie aus den winzigen Resten eines versteinerten Manja-Auges bezogen, die nur noch krümelgroß den Boden des Behälters bedeckte.

»Schade«, murmelte der Mann, der das › Schwert des Toten Gottes ‹ in der Hand hielt. »Das wäre eine Chance für uns gewesen. Wir hätten ein Auge mehr mitnehmen sollen, Arson…«

Sie hatten viel berücksichtigt, doch niemand hatte ahnen können, wie die Dinge sich schließlich entwickeln würden.

Björns Geistfreund Al Nafuur nahm in dieser Sekunde nochmal telepathischen Kontakt zu ihm auf.

»Du weißt nun, wie Nh'or Thruu aussieht. Das wird manches für dich vereinfachen. Kein Sterblicher hat ihn je gesehen. Auch du hast erst ein Gedankenbild durch mich empfangen…«

Björn nickte unwillkürlich. »Dafür danke ich dir, Al… ich weiß, was ich zu tun habe… Ohne deine Hilfe wären wir längst nicht mehr am Leben.«

»Doch! Ich habe vorerst nur dafür gesorgt, es zu verlängern. Das kann sich auch nachteilig auswirken. Nh'or Thruu schickt nie einen schnellen Tod. Es liegt allerdings jetzt bei euch, was ihr aus der geschenkten Zeit macht.«

»Ich werde Nh'or Thruu suchen und ihm einen Handel vorschlagen, der ihm willkommen sein wird«, dachte Björn. Bei Al Nafuur, der keinen Körper mehr hatte und irgendwo in einem Reich zwischen Diesseits und Jenseits zu Hause war, bedurfte es keiner Worte. »Dieser Ort ist ihm ein Dorn im Auge. Ein toter Blickwinkel in einer Welt, die man sonst bis in die hinterste Ecke beherrscht und übersieht, behagt ihm nicht…«

»Du hast den Weg erkannt… er ist im Moment der einzige. Solange die Reste des Manja-Auges in dem Behälter noch wirken, hat Nh'or Thruu keine Möglichkeit, Teile seines überdimensionalen Hirns weiter wachsen zu lassen…«

Diese Entdeckung gehörte zum Unheimlichsten, die der Herr von Marlos bisher gemacht hatte.

Nh'or Thruu war ein schmächtiges Bürschchen, saß an einem ihm bisher noch unbekannten Ort und überwachte sein immenses Reich ganz allein. In jedem Winkel dieser Welt waren Teile seines ungeheuerlichen Gehirns versponnen. Dicke Stränge und netzartige Bahnen waren durch alle Gänge und Hallen gezogen, wucherten in Risse und Spalten des zyklopischen Gemäuers und hingen unter den Decken wie Spinngewebe.

»Während seines Dämonenschlafes merkt Nh'or Thruu nichts, wie du weißt«, meldete sich die telepathische Stimme Al Nafuurs ein letztes Mal. »Du kannst deinen Bewegungsspielraum erweitern, ohne daß er es registriert. Greife die Wucherungen an!«

Björn warf dem Freund einen Blick zu und berichtete ihm von den Hinweisen Al Nafuurs. Das Gedankengespräch hatte von Arson nicht verfolgt werden können.

»Ich werde versuchen, so weit wie möglich vorzudringen«, ließ Björn seinen Begleiter wissen. Unwillkürlich hatte er die Stimme gesenkt. Dabei war es überhaupt nicht notwendig. Alles, was in dieser Kammer des versteinerten grauen Riesen gesprochen wurde oder geschah, konnte Nh'or Thruu nicht erkennen. Auch wenn er wach gewesen wäre.

»Du hältst hier die Stellung, während ich den Versuch starte, den direkten Weg zum Herrn dieser Welt zu finden. Er wird mich wohl oder übel vorlassen, wenn ich ihm klarmache, daß wir im Besitz eines weiteren Manja-Auges sind und damit die Kräfte der dienenden Götter der grauen Riesen um ein Vielfaches verstärken können.«

»Und was ist, wenn er merkt, daß es nicht stimmt?«

»Das ist das Risiko dieses Unterfangens. Doch wir haben keine andere Möglichkeit. Ich muß es mit Bluff versuchen. Ich werde Nh'or Thruu, wenn er erwacht, wissen lassen, daß du bereit stehst, das Auge des Manja einzusetzen, wenn ich nach einem genau abgesprochenen Zeitpunkt nicht zu dir zurückgekehrt bin.«

»Wollen wir hoffen, daß er dir glaubt«, murmelte Arson ernst.

Die beiden Freunde sprachen ihr gemeinsames Vorgehen durch. Sie standen mit dem Rücken zur Wand und mußten alles wagen.

»Es gibt nur eins«, murmelte Björn, »entweder wir schaffen es, oder wir bleiben alle auf der Strecke…«

Das waren seine letzten Worte zu Arson. Er legte dem Mann mit der Silberhaut freundschaftlich die Hand auf die Schulter und wandte

sich dann um.

»Hals und Beinbruch, Björn!«

Arsons leise Worte erreichten ihn noch.

Hellmark kam nach vier großen, weit ausholenden Schritten an das Ende der Kammer, in der sie beide einen gewissen Schutz genossen. Aber das war keine Sache auf Zeit. Nh'or Thruu konnte sie aushungern. In dieser Unheilsburg des Irren gab es tausend Todesarten.

Ein schmaler, düsterer Korridor lag vor dem Mann aus Marlos.

Björns Blick war nach oben gerichtet.

Die Decke über ihm war schmutzig und rissig. In den Rissen aber zeigten sich nicht die Ausläufer von Nh'or Thruus Hirn.

Einen Schritt weiter…

Und da waren sie plötzlich vorhanden!

Das eigenartige Geflecht, das aussah wie die Wurzeln eines Baumes, ragte aus brüchigem Mauerwerk, spann sich an der Wand entlang und füllte knollig und wirr die Decke über ihm.

Die Enden dieser Verästelungen wirkten seltsam stumpf und grau, wie ausgedörrt und waren nicht vom dämonischen Leben des Irren erfüllt.

Bis zu einer gewissen Grenze und nicht weiter hatte Nh'or Thruu sein gigantisches Hirn wachsen lassen können. Die Nähe des versteinerten grauen Riesen und offensichtlich die Rest des Manja-Auges in dem Gefäß hinderten ihn daran, sein Volumen zu vergrößern.

Hellmarks Lippen bildeten einen schmalen, harten Strich im Gesicht des Kämpfers, der schon manche Auseinandersetzung erfolgreich bestanden hatte.

Diesmal war die Angst, daß etwas schief gehen könnte, stärker in ihm als je zuvor.

Er hatte Angst, diesen Kampf zu verlieren, noch mehr Angst davor, Carminia und Arson einem ungewissen Schicksal zu überlassen. Keiner von ihnen war imstande, das ›Schwert des Toten Gottes ‹ zu führen. Ganz allein für seine Hand war es im magischen Feuer einer Esse auf Xantilon geschmiedet worden.

Die dicken schwarzen Stränge und das ganze Geflecht über ihm waren matt. Als er sie zum erstenmal nach Betreten der Unheilsburg wahrgenommen hatte, waren ihm die schimmernden, beweglichen Lichter aufgefallen, die fluoreszierend hin und wieder aufblinkten. Sie sahen aus wie Irrlichter im Moor.

Die Wände waren klobig. In unregelmäßigen Abständen gab es sogar groteske Säulen, auf denen erhabene Darstellungen Szenen aus der bizarren Gedanken- und Gefühlswelt Nh'or Thruus zeigten. Versteinerungen des Grauens! Menschliche oder menschenähnliche

Lebewesen waren in der Überzahl. Viele waren halb Mensch, halb Tier, andere wurden von wilden, grauenhaft aussehenden Schlangen und Echsen verschlungen, die im Vergleich zu den menschlichen Leibern die Größe urwelthafter Saurier hatten.

Alle diese Darstellungen – so vermutete Björn Hellmark – hingen mit dem wirklichen › Leben ‹ zusammen, das Nh'or Thruu auf seiner Welt führte. Alles, was lebte, hatte er ausgerottet und Puppen von den Opfern angefertigt.

Björn machte einen ersten Versuch, um herauszufinden, ob er das schaffte, was er sich vorgenommen hatte.

Er stieg auf den Mauervorsprung und kam ohne größere Schwierigkeiten auf die zwei Meter über dem Boden liegende steinerne Galerie.

Arson, der am Eingang zu der Kammer des Versteinerten stand, konnte von seinem Platz in der Düsternis schwach die Umrisse des Freundes erkennen.

Björn erklomm den nächsten Vorsprung. Die Decke war hoch. Der Weg nach oben kostete Zeit.

Er riß die Waffenhand empor und führte einen einzigen, kraftvollen Hieb gegen den dicken Strang des Geflechtes, das sich daraus weiter verspann und auseinanderwucherte und hunderte, tausende dünner Fäden nach allen Richtungen aussandte.

Hellmark hatte sich ein etwa armlanges Stück des Hirns von Nh'or Thruu vorgenommen, das den Korridor vor dem Kellergewölbe kontrollierte, wenn es wach war.

Er wußte nicht, wieviel Zeit und Kräfteaufwand notwendig sein würden, um die Fasern von der Decke zu lösen.

Er war überrascht, als er sah, was sich ereignete.

Das ganze Stück, das er vom Hauptstrang abgetrennt hatte, löste sich leise knirschend von der Decke. Die Fasern schrumpften ein, nahmen eine fahlgrüne, unheimlich aussehende Farbe an und trockneten dann völlig ein. Das Ganze dauerte nicht länger als zwei, drei Sekunden. Der ganze Strang fiel von der Decke wie ein vielarmiger Krake, der plötzlich ausdörrte und keine Saugnäpfe mehr hatte. Das Gespinst fiel zu Boden und raschelte wie trockenes Laub.

Hellmarks Herz pochte. Vor Aufregung und Gewißheit.

Nh'or Thruu war nicht erwacht! Die dunklen Fasern des Hirngewebes blieben matt, die funkelnden Lichter zeigten sich nicht…

Das Stück, das er vom Hauptstrang getrennt hatte, war prompt abgestorben. Dieser Teil war länger als sein Arm!

Wenn das aber funktionierte, dann bedeutete dies doch, daß die Länge des Stranges, den er abtrennte, unbedeutend blieb. Er konnte hundert, zweihundert oder auch tausend Meter abschlagen – das ganze Reststück würde von dem dämonischen Lebenssaft nicht mehr

versorgt und damit für Nh'or Thruu unbrauchbar werden…

Wenn seine Überlegung stimmte, dann hieß es so schnell wie möglich handeln.

Hellmark kletterte nach unten, sprang die letzten anderthalb Meter in die Tiefe und begann den Korridor entlang zu laufen.

Nach etwa hundert Schritten blieb er stehen, erklomm eine Säule und führte von dort aus den nächsten Hieb.

Björn fand seine Vermutung bestätigt. Der Hauptstrang ließ sich mit einem einzigen Schlag durchtrennen, das gesamte dahinter liegende Gewebe starb ab und fiel raschelnd auf den Boden, wo es verdörrt liegen blieb.

Es war aussichtslos für einen Mann den Versuch zu unternehmen, alle Stränge zu kappen. Hunderte, wenn nicht gar tausende von Kilometern des Gehirngewebes konnte ein einzelner nicht beseitigen. Hellmark hatte lediglich die Möglichkeit, die Hindernisse aus dem Weg zu räumen, die sich ihm direkt entgegenstellten. In den zahllosen Gängen, die abzweigten, den Kammern und Sälen, die abseits lagen, konnte er überhaupt nichts unternehmen.

In Gedanken hatte Al Nafuur ihm den kürzesten, direkten Weg gezeigt. Den wollte er sich frei kämpfen, solange noch Gelegenheit dazu bestand.

Er lief weit in das Gewirr der Gänge und richtete sich nach dem Hauptstrang, von dem er inzwischen rund zweihundert Meter abgeschlagen hatte.

Kein Schmerzensschrei hallte durch die Korridore, nicht die geringste Lebensreaktion zeigte sich. Der Dämonenschlaf des wahnsinnigen Herrschers von Zoor war tief wie der Tod.

Völlig schmerzunempfindlich waren die Verästelungen, die sich kilometerweit durch Gänge, Korridore, durch Risse und Spalten der uralten Gemäuer zogen. Es schien, als gehörten sie gar nicht zum Körper des ungeheuerlichen Nh'or Thruu, als wären sie pflanzliche Teile, die er sich lediglich einverleibt hatte.

Björn gelangte zu einem ovalen Durchlaß, unter dem das netzartige Gehirngebilde besonders dicht hervorquoll. Auch hier trennte er den Hauptstrang, und mehrere hunderte Meter Verästelungen starben ab.

Gewundene Treppen führten in ein noch tiefer liegendes Gewölbe. Es mündete in einen Schacht, in dem ein unwirkliches, schwarzrotes Licht schimmerte, das aussah wie der Eingang zur Hölle.

Auch dieses Bild hatte Björn in Gedanken gesehen. Er war also auf dem richtigen Weg!

Während seines Vorpreschens in die intimeren Bezirke seines Todfeindes spähte er immer wieder aufmerksam in Räume und Kammern, an denen er vorüberkam oder die er sogar durchqueren

mußte, um ans Ziel zu gelangen. Er hielt Ausschau nach Carminia Brado, der Frau, die er liebte und die seit ihrer Ankunft in der Welt des Mikrokosmos' ständig vom Regen in die Traufe geraten war.

Doch sie war nirgends zu sehen…

Das Herz wurde ihm schwer, und der Gedanke an die geliebte Frau spornte ihn an, sich noch mehr zu beeilen.

Die Luft war heiß und stickig wie im Treibhaus. Je tiefer er in den Schacht stieg, desto sauerstoffärmer schien die Atmosphäre zu werden.

Er atmete schneller und flacher, Schweiß perlte auf seiner Stirn, seine Bewegungen wurden langsamer. Er ermüdete schneller, und das Emporklettern an den Wänden und Säulen wurde zum reinen Kraftakt.

Vor seinen Augen tanzten feurige Ringe. Die Überanstrengung in dieser sauerstoffarmen Umgebung machte sich jetzt noch mehr bemerkbar.

Schwarze Schatten huschten an seinen Augen vorüber, und mehr als einmal hatte er das Gefühl, für Bruchteile von Sekunden das Bewußtsein zu verlieren.

Er torkelte wie ein Betrunkener und erreichte endlich den Boden des Schachtes. Der war nach allen Seiten hin durch niedrige Durchlässe geöffnet. Aus jedem Loch drang ein dicker Strang mit unzähligen Verästelungen, die sich in der Mitte unterhalb der runden Gewölbedecke trafen, ein wirres Wurzelgeflecht bildeten und sich dann nach allen Seiten hin schließlich wieder entwirrten und ausdehnten.

Björn Hellmark blieb seinem Prinzip treu. Er konzentrierte sich auf den Strang, den er seit Verlassen der Kammer mit dem versteinerten grauen Riesen verfolgt hatte. Hier unten war es nicht mal notwendig, die Wand oder eine Säule hochzuklettern.

Die Decke war so tief, daß er sie mit der Schwertspitze bequem erreichte, wenn er den Arm ausstreckte.

Vor seinen Augen flimmerte die düstere, stickige Luft. Es bereitete ihm Mühe, den Hieb auszuführen. Mit einem anderen, herkömmlichen Schwert hätte er es nicht geschafft. Doch das ›Schwert des Toten Gottes‹ war ein wahres Leichtgewicht und darauf eingestellt, dämonischem Leben den Garaus zu machen. Manchmal hatte Hellmark das Gefühl, als würde die Waffe in seiner Rechten handeln wie ein selbständiges Lebewesen.

Er zerschlug den Knoten. Der gesamte Verband über ihm löste sich im nächsten Moment. Wie trockenes Stroh rieselten die zusammengeschrumpften Fasern auf ihn herab.

Björn schüttelte sich wie ein Hund, der in einen Regenguß geraten war.

Der blonde Abenteurer taumelte auf den mittleren Durchlaß zu.

Das war die Richtung, aus der jener Hauptstrang gekommen war, den er die ganze Zeit über verfolgt hatte.

Ein plötzlicher Schwächeanfall ließ Hellmark stolpern. Er streckte noch schnell genug die Hand nach dem Mauervorsprung neben dem Durchlaß aus und stützte sich daran ab.

Dunkle Schleier tanzten vor seinen Augen auf und ab, durch die er nur verschwommen die Umgebung in sich aufnehmen konnte.

Einige Sekunden verstrichen, in denen er unfähig war, auch nur einen Fuß vorzusetzen.

Dann klärte sich sein Blick wieder, und was er sah, erfüllte ihn mit Grauen.

Er hatte Nh’or Thruus Bruthöhle erreicht.

Hellmark blickte in eine offene Kugel, die aus schwarzgrauem bis schwarzgrünem Gespinst bestand, als hätten zahllose Riesenspinnen dieses Netz gewoben.

Nur das Zentrum war frei.

Es handelte sich dabei um ein großes Loch, in dem Nh’or Thruus Thron auf einem bizarren Sockel ruhte. Der Sockel war ein überdimensionaler, breiter Stengel, der schuppenartig aus dem schwarzen Wasser wuchs, das den Insel-Thron umgab. Die schwarze, an zähes Öl erinnernde Flüssigkeit war reine Säure. In ihr war das von Arson zum Schutz mitgenommene diamantharte Manja-Auge im Nu in seine Bestandteile aufgelöst worden…

Der Mittelpunkt Zoors – war Nh’or Thruus Thron, seine Gestalt. Er war im wahrsten Sinn des Wortes der Mittelpunkt der Welt.

Die erdrückende Hitze, die Sauerstoffknappheit – dies waren nur zwei Faktoren, die in Hellmark den Verdacht weckten, im tiefsten Innern jener rätselhaften Mikroweit angelangt zu sein. Mit jedem neuen Abenteuer war er eine Ebene tiefer geraten.

Nh’or Thruus Reich lag vor ihm, er hatte es erreicht – und damit sein Ziel!

Ziel?! Ein schmerzliches Lächeln umspielte seine Lippen.

Er stand Nh’or Thruu gegenüber – und war doch Welten von ihm entfernt.

Dort drüben auf dem Insel-Thron hockte der Herrscher von Zoor. Er war ein Teil des bizarren Stengels, der aus dem Wasser wuchs, die einzige Vegetation im Mittelpunkt von Zoor. Und Nh’or Thruu gehörte zu dieser unfaßbaren, schwarzgrünen Pflanze. Sein gnomenhafter Körper entwickelte sich aus den schuppigen Blattschichten. Er war mit ihnen verwachsen.

Nh’or Thruu war gestaltsmäßig ein Mitteldding zwischen Mensch und Pflanze.

Sein Körper war schwarzgrün und hatte die Farbe des Stengels. Voll entwickelt war in der Form seine menschliche Gestalt. Er hatte

Arme und Beine, die jedoch im Vergleich zu seinem zwergenhaften Körper unproportioniert lang wirkten.

Ein Phänomen war sein Schädel.

Das Gesicht war klein und runzlig, der Mund schmal und leicht bösartig geöffnet, so daß die dicht stehenden, nadelspitzen Zähne zu erkennen waren.

Der Kopf war für diesen schmächtigen Körper viel zu groß. Er war wie eine Schüssel geöffnet. Aus ihm quoll eine dunkle, faserige Masse, die aussah wie erstarrter Schaum und aus lauter dünnen, spinnwebartigen Fäden bestand. Die Fäden wurden zu einem dichten Gespinst, zu einzelnen, dickeren Strängen, die sich weiter verdickten, je weiter sie vom offenen Schädel Nh'or Thruus entfernt waren. Das ganze Gespinst, das viele hunderte oder tausende Kilometer des Innern dieser Welt durchsetzte, hatte seinen Ursprung im Kopf des Irren von Zoor, in einer Dämonen-Pflanze aus dem Säuresee, der ihr perfekten Schutz vor jedem Eindringling bot.

Das Wasser konnte niemand durchqueren, um die Insel zu erreichen. Die Säure löste jeden Angreifer auf. Nur deshalb konnte Nh'or Thruu es sich erlauben, so tief zu schlafen und sich um nichts zu kümmern. Ein natürlicher Schlaf zwang schien ihm eigen zu sein, und er war offensichtlich auf den Schutz des Säuresees angewiesen.

Hellmark kam durch seine plötzliche Konfrontation mit Nh'or Thruu zu völlig neuen Erkenntnissen, die ihm den Atem raubten.

Und er machte eine weitere Entdeckung, die ihn traf wie ein Fußtritt in die Magengrube.

In der Schattenwelt des unheimlichen Gespinstes rings um Nh'or Thruus offenen Schädel sah er etwas Helles schimmern.

Kleidungsstücke… ein menschlicher Arm ragte halb aus dem Netz in der Höhe.

Bei genauerem Hinsehen stockte Hellmarks Herzschlag.

Dort oben lag ein Mensch! Eine Frau, die am Körper nichts weiter trug als ein paar Fetzen.

»Carminia!« kam der Name wie ein Hauch über seine Lippen.

Leises, trockenes Knacken, als ob jemand dünne Holzstäbe zerbrechen würde.

Björns Augen weiteten sich in nacktem Entsetzen.

Er wollte es nicht glauben, was er sah.

Der Strang, den er mit dem Schwert des Toten Gottes die ganze Zeit über attackiert hatte, brach weiter ab ohne sein Zutun.

Die Fasern verfärbten sich, die Bruchstellen erreichte das Netzgeflecht, in dem die entführte und ohnmächtige Carminia Brado lag.

Einige Zwischenverbindungen rissen. Carminia rutschte weiter nach vorn.

Der Hauptstrang, auf dem das Netz ruhte, wurde nun angegriffen. Raschelnd und knackend, als ob ein unsichtbares, gefräßiges Ungeheuer sich durch die Verästelungen arbeiten würde, lösten sich weitere Bruchstücke aus dem Geflecht.

Die Maschen wurden weiter, der Körper der bewußtlosen Brasilianerin war deutlich im Gespinst zu sehen.

Das Gewebe zerfaserte, die ausgetrockneten Bruchstücke fielen in das schwarze Wasser, in dem sie sich sofort dampfend und schäumend rückstandsfrei auflösten.

Carminia in Lebensgefahr!

Mit jedem Teil, der sich aus dem Gespinst löste, wurde das Netzwerk weiter. Schon baumelten die langen, braunen Beine der schönen Frau über der öligen Säureflüssigkeit.

Ein Stöhnen kam aus Hellmarks Mund.

Er konnte nichts für sie tun! Der tödliche See lag genau zwischen ihr und ihm…

*

Friedrich Chancell ging dem Inder voraus.

Der Schweizer bemerkte den verstohlenen Blick, den Rani Mahay nach oben zur Gewölbedecke warf. Vereinzelt waren die Löcher über ihnen geschlossen, andere wiederum standen weit offen, als warteten sie wie lauernde Mäuler darauf, etwas in sich aufzunehmen.

Chancell deutete den Blick des Mannes aus Bhutan richtig.

»Sie machen sich Gedanken darüber, wie das vorhin wohl zustande gekommen sein mag, als das Loch sich plötzlich schloß, nicht wahr?«

»Ich zerbreche mir die ganze Zeit schon darüber den Kopf…«

»Es läßt sich nur dadurch beeinflussen, daß etwas das Loch passiert. Sei es ein Stein, ein menschlicher Körper – wie in Ihrem Fall – oder ein Geist.«

»Ein Geist? Wie meinen Sie das?«

»Sie werden es gleich selbst sehen…«, erwiderte Chancell geheimnisvoll lächelnd.

Ohne ein weiteres Wort zu verlieren, setzte er seinen Weg durch die etwa zwei Meter unter der durchlöcherten Oberfläche Arnagks liegende Höhle fort.

Hinter den wie poliert aussehenden runden Wänden und Vorsprüngen sank der Boden der Höhle weiter ab und entwickelte sich zu einer gigantischen, unterirdischen Halle von phantastischem Ausmaß und Aussehen.

Die Umgebung sah sehr sauber aus. Es gab keinen Staub. Die Steine auf der Oberfläche des unwirtlich aussehenden Arnagks waren hier unten nirgends zu finden.

Die Löcher über den beiden Männern waren so weit entfernt, daß es unmöglich war, sie mit ausgestreckten Händen noch zu erreichen.

Das grünliche Lacht aus den Wänden war fahler geworden.

Rani erfuhr, daß es eine typische und natürliche Erscheinung dieser Welt sei, daß Skash, der Magier vom Wrack der namenlosen Götter, es jedoch mit seinen Gedanken steuern konnte.

Dann sah Rani Mahay im Halbdunkeln einen Friedhof ganz eigener Art, einen, wie er ihn nie zuvor gesehen hatte. Es gab nichts Vergleichbares auf den Welten, die er bisher gesehen hatte.

Arnagk trug seinen Namen zu recht. Es war eine ›Welt der toten Seelen‹.

In der Halle vor Mahay und Chancell befanden sich die Seelen derjenigen grauen Riesen, die hier gewissermaßen für die Ewigkeit aufbewahrt wurden.

Drei volle Minuten blieb der Inder stehen und ließ das unglaubliche Bild auf sich wirken.

Etwa dreißig bis vierzig graue Riesen schwebten schwerelos in der grünlich schimmernden Luft vor ihnen. Die Leiber wirkten verklärt, waren von einer leuchtenden Aura umgeben, und es haftete ihnen eine seltsame Leichtigkeit an. Die Körper waren nicht mehr stofflich. Rani begriff, daß das, was er sah, reine Geistkörper waren.

Sie sahen aus wie aus lose zusammengedrückter Watte geformt.

Die hellschimmernden, im Nichts schwebenden Leiber wurden von zarten, flüchtigen Gestalten umkreist, die in den verschiedensten Farben auftraten.

Die dienenden Geister der Grauen! Hier – auf einer fernen Welt im Reich des Mikrokosmos begegnete Rani ihnen wieder.

»Sie begleiten ihre Schützlinge auf dem Pfad des Geistes im Leben wie im Sterben«, murmelte der Inder. »Sie verlassen sie niemals…«

»Wir sind erst kurze Zeit hier und beobachten das Phänomen aufmerksam, können uns aber manches nicht erklären.«

»Das Volk der grauen Riesen ist eine große und geheimnisvolle Rasse. Es ist ein Mysterium, daß sie aus unserer Sicht in ›normaler‹ Größe jenseits einer Barriere von Raum und Zeit in der Tiefe des Universums leben und gleichzeitig eine direkte Beziehung zum Mikrokosmos unterhalten. Was zieht sie hierher? Was treibt sie dazu, ihre Geistleiber in diesen unterirdischen Hallen gewissermaßen zu deponieren? Wenn man glaubt, ein Geheimnis ihrer Existenz ergründet zu haben, stößt man auf ein neues. Hat man sie erfaßt, taucht ein weiteres auf…«

Fasziniert ging Rani an einen der schwebenden nebelartigen Körper heran.

Die farbigen Gestalten glitten um den Geistleib herum wie Planeten um ihre Sonne. Jeder Organismus war ein kleines Universum

für sich – unwillkürlich drängten sich Rani diese Gedanken auf. So war es verständlich, daß jeder Geistleib eines grauen Riesen seine eigenen dienstbaren Helfer über den Tod hinaus mitnahm.

In unmittelbarer Nähe der Schwebenden war die Luft kühl und knisterte, als wäre sie mit Elektrizität geladen.

Die Decke in diesem Gewölbe war hermetisch von der Außenwelt abgetrennt. Nirgends war noch ein Loch zu sehen.

Rani und Friedrich Chancell gingen durch die Reihen der von der Aura gezeichneten Körper, die flach in der Luft lagen, als würden sie von unsichtbaren Fäden gehalten.

Die nächste Halle glich der ersten. Auch in ihr befanden sich die toten Seelen der grauen Riesen.

Das Volk war uralt, und es war zahlenmäßig groß, wie Rani von Björn wußte, der als erster einst einen Kontakt zu den Grauen gehabt hatte.

Im Vergleich dazu jedoch war dieser Friedhof geradezu lächerlich klein. Wenn es hochkam, lagen hier einige hundert Geistleiber. War es ein besonderer Ort, den nur einzelne anstreben konnten – oder war er speziell denen reserviert, die sich noch im Besitz der geflügelten Gefäße befanden?

Und noch eine andere Idee kam Rani.

Konnte es sein, daß diese Welt im Mikrokosmos für einzelne von besonderer Bedeutung war, daß sie von Arnagk geradezu magnetisch angezogen wurden? ›Ramos‹ und seinen Geistern war die Mikroweit vertraut. Aber über Arnagk hinaus war der Sprung nicht erfolgt. Bis hierher hatten ›Ramos'‹ Geist und die Helfer ihn getragen…

Arnagk hielt › Ramos'‹ Geist fest und kettete offensichtlich auch die Dienenden. Sobald sie diese Region auf dem Weg zum Ziel des Wünschenden streiften, blieben sie auf Arnagk hängen wie eine Fliege am Leim.

In der nächsten Halle hatte Mahay ein Erlebnis.

Er wurde Zeuge der Ankunft einer toten Seele, die in der Halle strandete.

Ein langer, weißer Nebelstreifen zog wie ein waberndes Band durch eine Öffnung, schlängelte sich durch die Halle und schien einen Platz zu suchen. Im ersten Stadium der Ankunft war der Geistleib völlig formlos, und es war auch noch nichts von den farbigen Gestalten zu sehen, die erwartungsgemäß die Begleitung ›ihres‹ Schützlings gewährleisteten. Ob sie nachkamen?

Zufällig dachte er in diesem Moment an Ramos, dessen Geist ganz automatisch hierher geraten war. Wenn Ramos mal sterben würde, war sein letzter Ruheplatz dann hier in der Welt des Mikrokosmos?

Die Feststellung, die er traf, sollte er erst viel später in ihrer ganzen Tragweite erfassen…

Sie betraf in der Tat Ramos, denn das ungeformte Nebelgebilde war der Geistkörper des Verbrannten im Vorstadium.

Die Materie konnte vergehen, das geistige Geschöpf jedoch nie. Und bevor überhaupt etwas Materie werden konnte, mußte es einen ›geistigen Bauplan‹ von jedem und allem geben, ob es die lebende oder die tote Substanz betraf.

Die nachfolgende Höhle war so groß, daß die anderen fünf, durch die sie gegangen waren, bequem hineingepaßt hätten.

Vor Rani Mahay ragte eine Pyramide von gewaltiger Größe empor. Sie füllte die ganze Höhle. Der Inder hatte das Gefühl vor einem Berg zu stehen.

Die Decke, die sich wie ein fahlgrüner, fremdartiger Himmel darüber spannte, war an manchen Stellen durchlöchert. Die größten Öffnungen lagen im Umfang eines Fußballs.

Ranis Augen verengten sich beim Anblick der riesigen Pyramide.

Wenn er Chancells Geschichte zugrunde legte, dann kamen ihm berechtigte Zweifel. Er konnte sich noch vorstellen, daß an der Darstellung einer fliegenden Pyramide etwas dran war. Aber daß dieser Koloß imstande war, die Gewölbedecke zu durchdringen, ging ihm nicht in den Kopf. Schließlich hatte Chancell behauptet, daß die Pyramide in der Dimension, durch die sie sich bewegte, stets die ihr angemessene Größe haben würde. Das bedeutete, sie konnte hier in der Welt Arnagk nicht erneut geschrumpft, in ihre Kleinheit dann durch eines der Löcher in der Decke eingedrungen sein und am Boden der Höhle angekommen wieder ihre volle Größe angenommen haben.

Er ließ sich das Phänomen erklären, während sie zu dem dreieckigen Eingang liefen, der sich lautlos und mechanisch öffnete, als sie nur noch wenige Schritte davon entfernt waren.

»Die gesamte Decke öffnete sich weit wie ein Schlund«, erläuterte Chancell ihm. »Skash kann solche erstaunlichen Dinge bewirken, wenn er in Form ist.«

Dieser mysteriöse Skash interessierte ihn nicht weniger als jener Mann, der auf Arnagk entdeckt und in die Pyramide zur Behandlung und Pflege gebracht worden war. Wenn es sich bei dem Verletzten wirklich um Al Nafuur handelte, bestätigte nur seine Theorie die magnetischen Kräfte, die Arnagk auf den Geist und die Psyche der grauen Riesen ausübte. Es bedeutete aber auch, daß es mit dem magischen Vermächtnis der Grauen allein nicht möglich war, in die tiefsten Tiefen eines jeden Raums einzudringen. Den dienenden Helfern in dem Gefäß waren Grenzen gesetzt.

Rani äußerte seine Überlegungen laut und stellte die Frage, ob Skash – wenn er doch über so große magische Fähigkeiten verfügte und die Pyramide ein Wunderding ohnegleichen zu sein schien – dann nicht in der Lage sei, Zoor so anzusteuern, wie er andere Welten des

Mikrouniversums gezielt aufsuchte.

»Vielleicht ist er in der Lage«, zuckte Chancell die Achseln. »Sie können die Frage ja mal an ihn richten. Ich weiß zwar schon sehr viel, aber noch lange nicht alles über ihn. Von Zoor haben wir noch nie gesprochen…«

Da hüllte das sanfte Licht aus dem Innern der geheimnisvollen Pyramide sie ein, die Friedrich Chancell bei einem unglaublichen Abenteuer entdeckt hatte. Seine Odyssee durch die Welten des Mikrouniversums ging über das Vorstellbare hinaus.

»Wer oder was ist Skash nun wirklich?« konnte Rani sich nicht mehr länger zurückhalten.

»Sie werden ihn gleich zu Gesicht bekommen. Er ist der letzte Magier eines fliegenden Volkes, das über eine aus unserer Sicht großartige Technik verfügte. Aber nicht nur die Technik stand im Mittelpunkt des Lebens, auch die Magie. Eine feindliche Rasse fiel eines Tages über Skashs Volk her. Er war einer der wenigen Gefangenen, denen es gelang, auch einen gefährlichen Zustand – gekettet an den Mast eines Kriegsschiffes – zu überleben. Er hat sich seitdem verändert. Er ist nicht mehr so, wie er früher war. Sie brauchen jedoch nicht zu erschrecken…«

Hinter ihnen schloß sich die dreieckige Öffnung ebenso lautlos wieder, wie sie zuvor entstanden war.

Unendlich lang kamen Mahay die Korridore vor, riesengroß die Hallen, durch die sie kamen. Im Mittelpunkt der Pyramide angekommen, sah er das große Auge an der Decke schweben, das jeden ihrer Schritte genau zu verfolgen schien.

Die Wände öffneten sich bei Annäherung jeweils von selbst, ohne daß Chancell einen Mechanismus betätigte.

Aus dem Halbdunkeln trat eine Gestalt. Das geschah so plötzlich, daß Rani automatisch reagierte und den Dolch aus dem Gürtel zog.

Der Inder berührte den Druckpunkt, und lautlos wuchs die Dolchspitze und wurde breiter. Ein vollwertiges Schwert lag in Mahays Hand.

Im nächsten Moment erwischte es den Inder.

Noch ehe er die Gestalt richtig wahrnahm, blitzte das riesige Auge vor ihm auf und raste mit unvorstellbarer Geschwindigkeit auf ihn zu.

Mahay reagierte noch, riß seine Waffenhand empor und duckte sich gleichzeitig, weil er das Gefühl hatte, das unheimliche, alles sehende Auge würde wie eine Sichel seinen Kopf abschlagen.

»Aaaaahhh!« Mahay war geblendet, taumelte und etwas traf seine Brust. Der Druck war so gewaltig, daß er fünf Meter zurückflog und am Boden landete.

Friedrich Chancell war neben dem Inder, ehe der sich aufrichten konnte und sich benommen schüttelte.

»Sie sollten ihn nicht reizen. Skash kann keine Waffen sehen«, murmelte der dunkelhaarige Mann.

»Dann sagen Sie ihm, daß ich nervös reagiere, wenn plötzlich jemand neben mir auftaucht, dessen Annäherung ich nicht bemerkt habe…«

»Für Skash war es nichts weiter als aus unserer Sicht ein Klaps sein würde, den ein wütender Vater seinem ungezogenen Sprößling versetzt.«

Mahay klopfte sich ein imaginäres Stäubchen von der Hose. »Na, dann gehen wir mal zu Papa… mal sehen, was er uns zu sagen hat«, knurrte er.

Er konnte noch nicht wieder richtig sehen. Die Blendwirkung ließ erst allmählich nach.

Er sah Skash.

Es war ein Skelett mit Flügeln, deren weiße Knöchel aussahen wie feingesponnenes Netzwerk. Die Flughäute fehlten.

Skash trug einen weitschwingenden, bis zur Erde fallenden Umhang in sattem Orangeton, auf den geheimnisvolle Symbole und Schriftzeichen gestickt waren.

»Es geht ihm schlecht?« raunte Chancell, als lausche er einer Stimme, die Mahay nicht wahrnehmen konnte.

Und genauso war es.

Rani konnte Skash nicht hören. Friedrich Chancell war nach dessen Wiedererweckung die erste Bezugsperson des Magiers gewesen, der praktisch nicht tot war, sondern einen über Jahrtausende hinweg währenden Schlaf durchgemacht hatte.

Die Verbindung Chancell/Skash war auf eine gewisse Weise ähnlich der Björn Hellmarks/Al Nafuur. Auch da konnte ein Außenstehender das persönliche Gespräch nicht verfolgen.

Chancell war auf Skash fixiert und bekam jeden Gedanken mit, den der bewußt ausschickte. Und Chancell machte sich durch sein Sprechen zum Dolmetscher für Rani Mahay.

»Du glaubst, nichts mehr für ihn tun zu können? Deine Magie spricht nicht mehr an, der Körper lehnt sie ab?«

Friedrich Chancell sprach die Worte, als würde er sie angestrengt irgendwo ablesen.

Der Schweizer lief an dem geflügelten Skash vorbei, und Rani blieb, ihm auf den Fersen.

In einem Raum stand eine flache Liege, auf der ein Mensch lag.

Er atmete flach, sein Gesicht war von fahler Blässe, und die Nase stach krankhaft spitz daraus hervor.

Auch vom Tod gezeichnet, hatte dieses Antlitz jedoch noch nichts von seiner Würde verloren.

Mahay fuhr wie unter einer kalten Dusche zusammen.

Er hatte es fast geahnt.
Der Sterbende war – Al Nafuur!

*

Rani brauchte keinen Ton zu sagen. Seine Reaktion sagte genug.
»Es ist der Mann, den Sie suchen, nicht wahr?« flüsterte er.
»Ja«, sagte Mahay mit verwehender Stimme.
Er beugte sich über den Schweratmenden. »Er ist *einer* von Ihnen, gestrandet auf Arnagk, der Welt der toten Seelen. Sein Ziel war Zoor, wo die Freunde auf Hilfe warten. Was ist geschehen, daß er so da liegt?«
»Wir wissen es nicht. Auch Skash, der mit seinen überempfindlich reagierenden Sinnen alles abgetastet hat, konnte nichts finden. Und doch muß dieser Mann auf Arnagk ein Erlebnis gehabt haben, das ihn derart zugerichtet hat. Dabei gibt es hier nur die Höhlen, in denen die Astral-Körper der grauen Riesen die Ewigkeiten überdauern. Wir konnten nichts sonst finden, obwohl wir jeden Winkel durchsucht haben…«
»Er muß auf dem schnellsten Weg in ärztliche Behandlung«, flüsterte Mahay erregt. »Ich glaube zu wissen, weshalb Skash mit seinen magischen Versuchen nicht zum Erfolg kommt…«
»Dann sagen Sie es!«
In dem Augenblick als Chancell redete, änderte sich auch die Körperhaltung des Skelettmannes mit den Flügeln. Er wandte sein fleischloses Gesicht dem Inder zu. Die leeren, toten Augenhöhlen waren auf den Koloß von Bhutan gerichtet, obwohl er nicht ein Wort von dem verstand, was aus Ranis Mund kam.
»Er gehörte einst zu den Großen im Dämonenreich, man nannte ihn Molochos, den Dämonenfürsten. Mit Hilfe von sieben versteinerten Augen des Schwarzen Manja gelang es meinem Freund Björn Hellmark den Besessenen zu heilen und die Macht der Dämonengöttin Rha-Ta-N'my zurückzudrängen. Da wird ein Mechanismus wirksam, in dem weiße und schwarze Magie sich aufheben – oder das eine sich mit dem anderen potenziert, so daß sich die Lebenskräfte verbrauchen. Vielleicht kann man das ändern. Ich weiß es nicht. Es käme auf einen Versuch an.«
»Sie denken daran, ihn in ein Krankenhaus zu bringen?«
Ranis Hand umfaßte Al Nafuurs Armgelenk. Er fühlte den Puls.
»Sein Herz rast. Er leidet unter Sauerstoffmangel. Es sieht fast so aus, als ob es auf Arnagk irgend etwas gäbe, das ihn völlig auslaugt und gegen das er sich nicht wehren kann. Wenn Skash die Möglichkeit hat, in die normale Welt zurückzukehren, bitte ich ihn dringend, es zu tun. Wenn die Einflüsse von hier kommen, müssen wir ihnen den

Rücken kehren. Ich…«

Mahays Stimme versagte plötzlich. Der kalte Schweiß brach ihm aus, und seine Hände begannen zu zittern.

Ein Schwächeanfall?!

Rani sah keinen Grund für einen solchen Vorfall. Bis eben noch hatte er sich kräftig und gesund gefühlt. Das Ereignis erfolgte wie ein Blitz aus heiterem Himmel.

Skash und Friedrich Chancell merkten zu spät, was los war.

Mahay stürzte wie ein nasser Sack zu Boden.

»Was ist mit ihm, Skash?« fragte der Schweizer erschrocken. »Diese Symptome… so ging es bei dem anderen auch an…«

Mahays Puls flatterte.

Der Inder wollte etwas sagen, seine Lippen bewegten sich, aber er brachte keinen Laut hervor.

Das gleiche unheimliche Geschick, das Al Nafuur getroffen hatte, ergriff nun auch Rani Mahay, den Koloß von Bhutan, der keiner Gefahr auswich, sondern stark und mutig war. Nun lag er am Boden, hilflos wie ein kleines Kind…

»Ich verstehe es nicht«, hörte Chancell die Gedanken seines grotesken Freundes. »Es gibt keine Gefahr… keine Gefahr… sie müssen die unheimliche Krankheit mitgebracht oder während ihrer Reise in die Welt des mikroskopisch Kleinen erworben haben... eine andere Erklärung gibt es nicht.«

Skashs ›Stimme‹ klang ruhig und sachlich.

»Skash!« rief Friedrich Chancell voller Entsetzen und riß dem Inder das Hemd auf. »Tu’ doch etwas, um Himmels willen…«

»Ich kann nichts tun… ich kenne und sehe den Feind nicht.«

Kalter Schweiß brach Chancell aus allen Poren. »Skash! Sein Herz – seine Atmung setzten aus…«

*

»Carminia!« Er konnte nicht länger an sich halten.

Laut hallte Hellmarks Schrei durch die unterirdische Höhle von Zoor.

Er stand wie angewurzelt, hielt sein Schwert umklammert und konnte es doch nicht einsetzen.

Er empfand die schreckliche Situation wie einen Horrortraum, der nicht endete und sich von Minute zu Minute steigerte.

Wenn er Carminia rief, wenn es ihm gelang, sie aus der Ohnmacht zu wecken, dann gewann er Zeit. Carminia Brado konnte sich dann an einem dickeren, nicht absterbenden Strang festhalten, und er konnte den Versuch unternehmen, Nh’or Thruu aus seinem dämonischen Schlaf zu reißen, um ihm sein Angebot zu unterbreiten.

Doch Carminia rührte sich nicht. Die Ohnmacht war zu tief.

Vielleicht ist sie auch verletzt, ging es ihm durch den Kopf.

Carminia! Geliebte… wie im Fieber dachte Björn an sie und ließ sie nicht aus den Augen. Das Netz kippte mit lautem, trockenem Knacken auf die Seite. Jetzt wurde es gefährlich.

Die Brasilianerin rollte langsam herum. Noch höchstens zwei Meter trennten sie von dem Säuresee…

»Nh'or Thruu! Wach auf! Ich bin da und will mit dir sprechen .!«

Er rief mit voller Lautstärke. Schaurig hallte das Echo durch die dämmrige, unheimliche Höhle, die nach Al Nafuurs Auskunft der genaue Mittelpunkt dieser Unheilswelt war.

Noch ein Meter!

Hellmark hielt den Atem an.

Wie gern hätte er sich jetzt verdoppelt, um der geliebten Frau zu Hilfe zu eilen. Es war nicht möglich. Nh'or Thruus finstere Kraft hatte diese Fähigkeit eingeschmolzen. Hellmark konnte seinen Doppelkörper nicht mehr aussenden.

»Nh'or Thruu – erwache!«

Björn Hellmark lief am Strand entlang und machte sich jetzt Vorwürfe, daß er ohne nähere Kenntnisse das ›Schwert des Toten Gottes‹ derart massiv eingesetzt hatte. Es war ihm dadurch zwar gelungen, die Kontrolle des wahnsinnigen Herrschers einzuschränken, und einen Teil der Unheilsburg praktisch für Arson und sich in Besitz zu nehmen, aber durch seine Initiative war für Carminia Brado die tödliche Falle perfekt geworden.

Hatte Nh'or Thruu eine Vorahnung gehabt – oder einen Hinweis auf den Kontakt zwischen Al Nafuur und ihm? Hatte er seine Schwachstelle auf diese Weise kaschieren wollen, um etwas gegen Hellmark in der Hand zu haben?

Allerlei Gedanken gingen in diesen qualvollen Sekunden durch seinen Kopf.

Schaurig hallte Hellmarks Rufen durch das gespenstische Zoor-Innere.

Und da schlug Nh'or Thruu die wimpernlosen Augen auf.

In seinem runzligen, flachen Gesicht wirkten die Augen unnatürlich groß. Der nackte Wahnsinn flackerte in ihnen.

Der Zug um die dunklen, harten Lippen wurde grausam.

»Ich bin bereit, mit dir zu verhandeln. Ich habe die Möglichkeit, dich zu vernichten, aber ich werde dich verschonen, wenn du dieser Frau das Leben schenkst…«

Hellmarks Stimme klang klar, aber erregt.

Er konnte seine Blicke nicht von dem zerbrechenden Netz lösen, das nur noch fadenscheinig über dem alles vernichtenden Flüssigkeitsspiegel schwankte.

Nh'or Thruu zog die Mundwinkel herab. Ein vernichtender Blick traf Hellmark. Aber in den Augen des Wahnsinnigen war etwas, das Björn irritierte.

Eine gewisse Ratlosigkeit und Verwunderung, gepaart mit eigenwilligem Interesse und Verwirrung zeigte sich darin…

»Du wagst große Worte«, dröhnte die dumpfe, kalte Stimme zu ihm herüber. »Wenn ich will, kann ich dich wie einen Wurm zertreten, Björn Hellmark. Ein einziger Ruf genügt, und meine Helfer werden wie die Pilze aus dem Boden schießen…«

Seine Worte waren noch nicht verklungen, da entstand in allen in den Mittelpunkt von Zoor führenden Löchern eine schattenhafte Bewegung.

Hunderte von Carminias und Arsons tauchten auf. Sie waren alle mit Schwertern bewaffnet. Nh'or Thruu war es während des unfreiwilligen Aufenthalts auf Zoor gelungen, von der Brasilianerin und dem Mann mit der Silberhaut Puppen herzustellen. In einer anderen Ebene dieser unfaßbaren, unglaublichen Welt existierte eine einzige riesige Fabrik, die von Nh'or Thruu alles erfüllenden Geist gelenkt und bedient wurde.

Aber nicht nur Carminias und Arsons tauchten auf. Da waren dunkel- bis hellbraune Menschen, die aussahen wie wilde Barbaren. Und es gab schattenhafte Wesen, die die anderen um ein Vielfaches überragten. Auch hier wußte Björn, um wen es sich handelte. Es waren die ursprünglichen Herren von Zoor, eine Rasse, die ein Mittelding zwischen menschlichem und insektoidem Charakter war. Vor langer Zeit hatten die Herrscher von Zoor wilde magische Orgien gefeiert, hatten die Priester Kontakte geknüpft zur Welt des Unsichtbaren, zu Rha-Ta-N'my und anderen dämonischen Geschöpfen. Das Ergebnis war gewesen, daß Rha-Ta-N'my, die Dämonengöttin, Shab-Sodd, den Dämonenzeuger, schickte. Nh'or Thruu wurde geschaffen.

Ihm folgte die ›Geburt‹ des dreiköpfigen Lügengottes Utosh-Melosh-Orsh, der ebenfalls eine große Herrscherrolle in der Mikroweit einnahm.

Bisher war Hellmark nur der Name bekannt. Über die Aufgabe des Dreiköpfigen, über dessen wahres Aussehen wußte er nichts.

Im Moment interessierte es ihn auch nicht. Er hatte genug mit Nh'or Thruu zu tun, der sich als eine besonders harte Nuß herausgestellt hatte.

»Ich fürchte deine Spielfiguren nicht«, sagte er mit Überzeugung. Dabei wußte er nur zu gut, daß er dieser Übermacht nichts hätte entgegensetzen können. Er wäre von dieser Masse einfach überrannt worden, wenn der Wahnsinnige sich zu einem solchen Schritt entschlossen hätte. »Sie werden nicht mehr handeln können, wenn es

dich nicht mehr gibt…«

»Unsinn«, stieß Nh'or Thruu hervor: »Wie willst du das machen?« fragte er dann lauernd.

Hellmark schluckte trocken.

Er hielt Carminia und den Wahnsinnigen im Auge. Die Spielpuppen bewegten sich leise und bedrohlich auf ihn zu. Sie zogen den Kreis enger.

Nh'or Thruu hatte durch die Puppen praktisch Tausende von Armen zur Verfügung. Es genügte aber schon ein einziger, einer, der stark genug war, ihn in den Säuresee zu stoßen!

Der Rückweg zu Arson war ihm abgeschnitten.

»Nun, ich warte auf dein Angebot. Du hast mir doch etwas zu sagen?« höhnte Nh'or Thruu.

»Es muß dich doch verwundern, daß es mir gelungen ist, bis hierher zu kommen, ohne daß dir etwas aufgefallen ist.«

»Ich weiß, daß du ein bemerkenswerter Mann bis, einer, den man nicht unterschätzen darf…«

»Und woher weißt du das?«

Den Dialog in Gang zu bringen, fieberte es in Hellmark, ihn neugierig machen!

Nh'or Thruus Reaktion war noch nicht ganz so, wie er sie sich wünschte. Es mußte damit zusammenhängen, daß er noch nicht völlig ›da‹ war, daß er schlagartig aus dem Dämonenschlaf gerissen worden war.

»Rha-Ta-N'my ist mächtig, und ihre Kinder sind demnach aus dem gleichen Holz geschnitzt. Es gibt Verbindung untereinander. Apokalypta spielt dabei eine besondere Rolle. Ihr Reich gehört nicht in diese Welt, und doch kann sie von Zeit zu Zeit hier sein. Sie weiß, daß ich ein besonderes Spiel mit dir treibe – vielleicht wird sie sogar dabei sein, wenn das Finale über die Bühne geht…«

Björn Hellmark stutzte. »Das ist unmöglich! In allen Zeiten kann sie mit ihrer unheimlichen Stadt zu Hause sein – und auch der Raum ist unbegrenzt für ihre Manöver. Aber der Mikrokosmos ist ihr nicht zugänglich.«

»Es gibt Brücken. Man kann sie immer wieder schaffen, wenn es notwendig sein sollte. Aber darüber wollten wir nicht sprechen…«

Carminia war noch etwa fünfzig Zentimeter von der Oberfläche des Säuresees entfernt. Rings um Björn war die Mauer der Puppen dichter geworden. Einen Weg zurück zu Arson gab es nicht mehr…

»Ich habe Arson zurückgelassen. In seinem Besitz befindet sich ein Auge des Schwarzen Manja…« Knallhart hörten sich Hellmarks Worte an.

Nh'or Thruus schwarzgrüne Körperfarbe wurde intensiver.

»Lüge! Das Auge existiert nicht mehr. Hast du nicht selbst gesehen,

wie der See es gefressen hat? Was willst du damit bezwecken? Ich erkenne an, daß es dir durch eine mir bisher unverständliche Aktivität gelungen ist, dich aus der Halle der bösen Blumen zu befreien und den Weg zu mir einzuschlagen. Aber das werde ich schneller herausfinden, als du dir vorzustellen vermagst. Ich habe Mittel und Wege, dich zum Sprechen zu bringen…«

»Wir reden von verschiedenen Dingen. Ich spreche von einem anderen Auge – von dem zweiten…«

»Es gibt kein zweites!«

»Es befand sich in meinem Besitz. Arson hat es nun in seiner Hand. Wenn ich nicht zurückkehre und sie mitbringe – «, mit dem ausgestreckten Schwert deutete Björn auf Carminia Brado, die leise stöhnend zu sich kam, ohne zu ahnen, was sie beim Erwachen erwartete, »wird er das Manja-Auge einsetzen und mit Hilfe des magischen Gefäßes Zoor vernichten.«

Björn wußte um die ungeheure Macht eines Manja-Auges den schwarzmagischen Mächten gegenüber. Und durch Al Nafuurs inhaltsschwere und detaillierte Gedankennachricht wußte er um die Zusammenhänge zwischen Gefäß und Manja-Auge. Vereinzelt bedienten sich graue Riesen auf ihren nomadenhaften Reisen durch die Räume der Hilfe der versteinerten Augen des heiligen Xantilon-Vogels. Das alles waren Dinge, die bisher nicht bekannt gewesen waren. Hätten sie wirklich ein weiteres Manja-Auge bei sich gehabt, wäre Nh'or Thruu schnell zu besiegen gewesen. Aber so war alles nur ein Bluff…

Björn bemühte sich mit Erfolg, nicht zu intensiv an die Dinge zu denken, die ihn wirklich beschäftigten. Er wußte nicht, inwieweit Nh'or Thruu die Fähigkeit besaß, seine Gedanken zu lesen, seine Überlegungen zu verfolgen.

Nach Hellmarks Worten herrschte kurze Totenstille.

Sogar die Puppen ringsum verharrten in der Bewegung, als hätten sie von Nh'or Thruu einen entsprechenden Befehl erhalten.

»Ich gehe davon aus, daß es so ist, wie du sagst, daß auch ich dich unterschätzt habe«, sagte der Wahnsinnige leise, »du hast also ein weiteres Manja-Auge in deinem Besitz, und es ist richtig, was du sagst. Die Kammer mit der versteinerten Leiche des grauen Riesen birgt sein Geheimnis. Mitten in meiner Welt gibt es einen Schandfleck, den ich aus eigener Kraft nicht beseitigen kann. Aber wem nützt die Vernichtung? Wenn du die Zeitbombe hochgehen läßt, wird sie nicht nur mein Reich und mich vernichten, sondern auch dich. Darüber aber scheinst du dir keine Gedanken gemacht zu haben…«

Hellmark blieb eisern. Die Worte seines unheimlichen Gesprächspartners bewiesen, daß Nh'or Thruu die Möglichkeit überdachte, daß er Hellmarks Behauptung für nicht ganz

unglaubwürdig hielt. Und eine Möglichkeit, den eventuellen Bluff nachzuprüfen, hatte er nicht. Dies war Björns großes Plus. Die Gehirnverbindung in den fraglichen Korridor, in dem das Gewölbe mit dem grauen Riesen lag, war unterbrochen. Die Leichenkammer des Grauen war seit Ewigkeit sowieso nicht durch Nh'or Thruu kontrolliert worden, so daß er bis zur Stunde nicht wußte, was sich dort abspielte und vorbereitet wurde.

»Auch das habe ich einkalkuliert«, bestätigte er Nh'or Thruus Ausführungen. »In dem Moment, wo dieser Frau etwas passiert, werde ich rücksichtslos vorgehen und damit auch mein eigenes Leben nicht mehr schonen. Wenn Zoor untergeht, gehen auch wir mit unter! Aber dich, Nh'or Thruu, werden wir mitnehmen…«

Björn wußte aus Erfahrung, daß die Dämonischen eine panische Angst vor dem Untergang hatten. Für sie gab es keine Hoffnung.

Die Blicke des blonden Mannes erfaßten die geliebte Frau.

Carminia schlug in diesem Moment die Augen auf.

Das Netz war sehr dünn und wackelig und hing noch an einigen gewundenen und ineinander verflochtenen Fasern.

Björn kam es so vor, als hätte sich die Auflösungserscheinung verlangsamt. Neue Fasern nahmen schnell wuchernd die Stellen der alten ein, das Netzgebilde wurde wieder massiver.

Nh'or Thruu handelte?!

Die Brasilianerin wußte im ersten Augenblick nicht, wo sie sich befand, ob sie wachte oder träumte.

»Achtung! Schoko! Nicht bewegen… Verhalte dich völlig still!« tönte Hellmarks Stimme über den Säuresee.

Carminia Brado schrie leise auf, als sie erkannte, was los war. Sie erstarrte wie ein Kaninchen, das vom Blick der Schlange hypnotisiert wird.

Die tödliche Gefahr, in der sie steckte, wurde ihr bewußt.

»Ich bin bereit, auf dein Angebot einzugehen. Wir treffen eine Abmachung – ich gebe die Frau frei, und du vernichtest das Auge des Manja. Außerdem wirst du das magische Gefäß des grauen Riesen zerstören.«

Björn fiel ein Stein vom Herzen, als er wahrnahm, daß die Abwärtsbewegung des Netzgebildes aufgehört hatte. Tiefer hätte es auch nicht mehr kommen dürfen. Nur noch wenige Zentimeter trennten Carminia Brado von der todbringenden Flüssigkeit.

Nh'or Thruu bewegte die schmerzunempfindlichen Auswüchse wie Glieder seines Körpers. *Vom* Hauptstrang eines anderen Gebildes lösten sich einige fingerdicke Stränge, legten sich wie Seile um Carminias Körper und zogen ihn eine Etage höher.

Nh'or Thruu holte die Brasilianerin auf seine kleine Insel. Schweratmend hockte Carminia am flachen Ufer und starrte hinüber

zu dem Mann, durch dessen Geschick sie abermals eine Verlängerung ihres Lebens erreicht hatte.

»Nun geh'«, sagte Nh'or Thruu. »Jetzt bist du am Zug…«

»Ich werde sie mitnehmen, und sie nicht allein hier zurücklassen. Du gehst kein Risiko dabei ein. Wenn wir im< Gewölbe sind, das durch dich einsehbar ist, werde ich wie versprochen, das Manja-Auge in diesen See werfen.«

»Du kannst die Frau dann mitnehmen…«

»Nein. Ich möchte sie bei mir haben…«

Carminia war am Ende ihrer Kräfte.

Es mußte etwas geschehen, um diesen verflixten Teufelskreis zu durchbrechen.

»Wir waren noch nicht am Ende unserer Gesprächs, Nh'or Thruu... ich sprach von Rettung«, führte Björn weiter aus. »Du wirst ungeschoren davonkommen, wenn du uns den Weg zurück zeigst.«

Wenn es nur gelang, zunächst einen von ihnen in die ›Normalwelt‹ zu schleusen, dann war schon viel gewonnen.

Es sollte und mußte Carminia sein. Gleichzeitig konnte sie dadurch zum Botengänger werden für die Freunde, die voll Ungeduld und mit Sorge in Marlos auf eine Nachricht warteten.

»Ich werde euch allen den Rückweg zeigen, wenn du die Dinge vernichtet hast, um die ich dich gebeten habe…«

Björn wußte nur zu gut, daß er durch dieses Manöver lediglich Zeit gewann. Über kurz oder lang würde Nh'or Thruu merken, wie die Dinge wirklich lagen. Dann konnte er zwar nicht ihren Untergang herbeiführen, weil in der Tat weder Nh'or Thruu noch seine Gespensterpuppen die Möglichkeit hatten, in das Gewölbe einzudringen, in dem der versteinerte graue Riese lag. Etwas nämlich gab es in dem Gewölbe, vor dessen Ausstrahlungen sie zurückschreckten.

Es konnte nur die geheimnisvolle Kraft sein, die in dem beschädigten Gefäß mit den Flügeln wohnte.

Wenn dieses aber vernichtet war, waren sie bis auf Schwert, Dämonenmaske und Velenas Armreif, den Carminia noch immer trug und den Nh'or Thruu nicht wichtig zu nehmen schien, wieder hilflos und ganz auf sich gestellt.

Nur von außen konnte jetzt noch etwas kommen, das ihre prekäre Situation von Grund auf zu ändern imstande war.

Die Tatsache, daß Nh'or Thruu offenbar jedoch die Gesamtheit Gefäß/Manja-Auge fürchtete, veranlaßte Hellmark hoch zu pokern.

Es gelang ihm, Nh'or Thruu zu überreden, Carminia von der Insel zu lassen.

Das tat der Unheimliche auf seine Weise.

In die Reihen seiner Puppen kam Bewegung. Einige lösten sich aus

der Gruppe und überschritten den Uferrand.

Hellmark war überzeugt davon, daß sie in der öligen schwarzen Brühe versinken und sich auflösen würden.

Dies war nicht der Fall.

Nh'or Thruus Puppen berührten die klebrige, zähflüssige Oberfläche, ohne einzusinken!

Sie waren geschaffen für diese menschenfeindliche Welt.

Was da geschah, wurde provoziert, um Hellmark zu verhöhnen. Es war ein eigenartiges Bild, als vier Carminia-Puppen über das schwarze Wasser schritten, die dämonische Thron-Insel erreichten und jene Carminia aus Fleisch und Blut in ihre Mitte nahmen, um sie schließlich auf ihren Schultern und Händen über das schwarze Wasser zu tragen.

Björn Hellmark hielt den Atem an.

»Keine Intrigen, Nh'or Thruu«, sagte er mit messerscharfer Stimme. Er wußte nur zu gut, daß das Ganze eine reine Nervenprobe für ihn sein sollte.

»Angst?« höhnte der wahnsinnige Herrscher von Zoor. »Dazu besteht kein Grund. Ich möchte nicht, daß Zoor wie ein Hauch vergeht… und du doch auch nicht. Sie wird wohlbehalten die andere Seite des Ufers erreichen…«

So war es auch.

Die vier Carminia-Puppen ließen ihre Last auf die Füße herab.

Björn schloß die braunhäutige Frau fest in die Arme.

»Alles in Ordnung, Schoko?« fragte er leise. Er gab sich ganz ungezwungen.

Die Sicherheit, die er zur Schau trug, mußte Nh'or Thruu schließlich doch überzeugt haben.

»Alles ist zuviel gesagt, Björn… einiges ist in Ordnung, mehr wollen wir unter den verrückten Umständen nicht erwarten.« Ihre Stimme klang schwach. Carminia Brado machte einen erschöpften Eindruck und zitterte am ganzen Körper.

»Ich muß gehen – und dich erneut zurücklassen«, flüsterte er ihr ins Ohr. Es sah aus, als ob er zärtlich einen Kuß auf ihre Ohrläppchen hauche. »Du weißt, worum es geht. Solange Nh'or Thruu der Meinung ist, daß Arson nur auf meine Rückkehr und Bestätigung wartet, kann uns allen nicht viel passieren.«

»Und wie soll es dann weiter gehen?« Sie hatte die Augen geschlossen, und ihre Stimme klang wie ein Hauch.

»Wenn ich das wüßte, wäre mir auch wohler. Ich werde das Gefühl nicht los, daß Al Nafuur eine Lösung weiß, daß er uns einen Weg zeigen kann. Er braucht aber – wie wir – Zeit. Er konnte diesmal sehr lange mit mir sprechen. Aber es war eben doch mal wieder zu kurz. Ich habe den Eindruck gewonnen, daß er sich selbst erst mit den

Besonderheiten der Welt Nh'or Thruus vertraut machen muß. Er ahnt etwas, weiß es vielleicht schon, aber er hat in der Zwischenzeit noch keinen Weg gefunden, wieder mit mir Kontakt aufzunehmen. Wir können nur hoffen und beten, daß wir das alles gut hinter uns bringen. Sei tapfer!«

Er löste sich von ihr.

»Wenn noch irgendetwas Unerwartetes eintreten sollte – versuch' Zeit zu gewinnen«, sagte er abschließend zu ihr. »Denke an den Armreif… in der Not kann er dir selbst hier auf Zoor nochmal nützen.«

Die Mauer, aus den Leibern der Gespensterpuppen Nh'or Thruus gebildet, tat sich wie eine Gasse auf. Der Weg zurück in den Korridor, der nicht von Nh'or Thruus Hirnauswüchsen ausgefüllt war, lag frei vor ihm.

»Du wirst die Frau unversehrt antreffen, wenn du mit dem Versprochenen zurückkommst«, rief Nh'or Thruu durch das dämmrige Gewölbe. »Halte dich auch an das, was du gesagt hast. Setze das Manja-Auge nicht ein…«

Nichts einfacher als das zu versprechen, dachte Björn verbissen bei sich. Ich habe keines, also kann ich auch keines einsetzen.

Hoffentlich meldete sich Al Nafuur bald wieder. In dem Korridor, in dem Hallmark untertauchte, mußte es dem Zauberpriester aus Xantilon möglich sein, sich bemerkbar zu machen, ohne das Risiko der Entdeckung einzugehen.

Doch Al Nafuur meldete sich nicht…

Ehe Björn um die nächste Gangbiegung verschwand, drehte er sich nochmal um.

Im Halbdunkel sah er Carminia, die gegen die Wand des Durchlasses lehnte und Björn traurig nachsah.

Hellmark biß die Zähne zusammen.

Das Herz wurde ihm schwer.

Er dachte darüber nach, was aus ihnen werden würde, wenn Nh'or Thruu dahinter kam, daß alles nur eine Finte war.

Nh'or Thruu war und blieb der Schlüssel in Zoor. Wenn es gelang, ihn zu zerbrechen, konnten sie aufatmen, wenn ihre Situation auch dann noch immer nicht rosig sein würde.

Die Welt des Atoms war ein stetes Gefängnis für sie, aus dem sie nicht ausbrechen konnten…

*

Arson kam die Abwesenheit seines Freundes vor wie eine Ewigkeit.

Kurz nachdem Hellmark gegangen war, hatte der Mann mit der Silberhaut damit begonnen, sich die neue Umgebung näher anzuschauen.

Das Gewölbe, in dem die Versteinerung lag, hatte einen Durchmesser von etwa zwanzig Schritten und achtzehn breit.

Die Leiche des grauen Riesen lag der Länge nach in der Kammer. Die Gewölbedecke war rissig und porös. Der Boden war ähnlich.

Arson stand vor dem versteinerten Körper und stieß mit dem Fuß gegen die leicht angewinkelten Arme.

Der Graue hatte noch die linke Hand geöffnet, als hätte er etwas darin gehalten. Arson fiel ein, daß in unmittelbarer Nähe der Hand der beschädigte Behälter von Hellmark entdeckt worden war.

Die Finger der rechten Hand waren gekrümmt.

Der graue Riese hielt etwas damit umschlossen.

Der Mann mit der Silberhaut ging in die Hocke und tastete vorsichtig die großen, versteinerten Finger ab. Eine dünne Schmutzschicht lag darauf, die sich wie hart gewordener Staub abkrümeln ließ.

Die Hand lag zur Seite gedreht, so daß Arson bequem den Schmutz über dem Gegenstand lösen konnte, den der Versteinerte umfaßt hielt.

Es schien, als handele es sich um einen besonders großen Stein.

Arson fuhr zusammen, als er es dunkelrot unter der Schmutzschicht hervorschimmern sah.

Die Schicht war glatt und erinnerte an geschmolzenes Glas…

Arson hatte sofort einen Verdacht.

Aber es konnte nicht sein .!

Ein Exemplar dieser Größe?! Davon hatte er nie gehört, nie eines gesehen…

Plötzlich nervös geworden, arbeitete er mit verstärkter Anstrengung weiter.

Das Objekt ließ sich völlig vom Dreck befreien. Es gab keinen Zweifel – es handelte sich um ein Auge des Schwarzen Manja!

Aber eines von einer Größe, wie selbst Björn Hellmark nie eines im Besitz gehabt hatte!

In der Hand des Versteinerten wirkte es in der Relation so wie ein faustgroßes in der eines erwachsenen Menschen.

Dieses Auge war drei- bis viermal so groß wie die herkömmlichen. Es mußte von einem besonders großen und schönen Exemplar der Manjas stammen.

Arson arbeitete wie ein Besessener daran, das Objekt aus den verkrampften Steinfingern zu lösen. Das war nicht einfach. Zum Glück fand er einen kopfgroßen Stein, den er mehrere Male mit voller Wucht auf die fragliche Hand fallen ließ. Dumpfes Poltern und Knirschen liefen durch den Boden.

Dann krachte es.

Zwei Finger brachen ab und das große Manja-Auge kullerte mit einem leisen Plumps vor Arsons Füße.

Er nahm es in beide Finger. Im Gegensatz zu dem kalten Stein fühlte er sich sich lauwarm an, als wäre es durchblutet…

Das Auge war unbeschädigt. Es glich in der Form einem ungeschliffenen, ovalen Rubin.

Arson begann zu begreifen, weshalb dieses Gewölbe von Nh'or Thruu gemieden wurde und er erkannte sofort die Bedeutung seines Fundes.

Hellmark hatte ihm vom Zwiegespräch mit Al Nafuur genau berichtet. Arson kannte den vollen Inhalt der Nachricht.

Manja-Auge und das geflügelte Gefäß bildeten eine Einheit, die im Leben und Sterben der grauen Riesen in der Vergangenheit eine große Rolle spielten.

Er nahm auch das Gefäß an sich.

Arsons Sinne waren hellwach. Der Mann mit der Silberhaut ließ es auf einen Versuch ankommen.

Was ursprünglich ein Bluff sein sollte, erhielt nun einen handfesten Hintergrund.

Hellmark würde eine Unterstützung erhalten, die sich gewaschen hatte.

Arson triumphierte.

Nh'or Thruu würde Hören und Sehen vergehen! Für den Fall, daß das Gefäß noch brauchbar war und die geheimnisvollen magischen Kräfte durch das Manja-Auge genügend Nahrung erhielten.

Der Wunsch war maßgebend – auf diese Weise hatten viele graue Riesen sich über unvorstellbare Entfernungen hinweg katapultiert.

Die geheimnisvollen Kräfte vermochten Nh'or Thruu in Zaun zu halten, und sie konnten die Wirkung einer Bombe haben, wenn man sie richtig einsetzte.

Arson legte das Manja-Auge in das Gefäß und umschloß es mit beiden Händen. Er dachte an den Freund, an die Mission, die er eingeleitet hatte und von der soviel für alle abhing.

»Wenn es möglich ist, führt ihm zum Erfolg. Helft ihm…« murmelte er wie eine Beschwörung. Viele gute Wünsche und Absichten, die in seinem Unterbewußtsein manifestiert waren, mischten sich in diese Wünsche.

Das Bewußte und das Unbewußte erfaßten die dienenden Geister.

Die farbigen Gestalten reckten sich. Ihre Bewegungen erfolgten fließender, rascher. Die Wesen wirbelten um das versteinerte Manja-Auge. Zwei, drei der Geister regten sich kaum, wurden auch nicht größer.

Die Beschädigung des Gefäßes wirkte sich offensichtlich auf sie aus.

Die anderen aber waren quicklebendig.

Im nächsten Moment sah es so aus, als ob ein Regenbogen über

dem Gefäß entstünde. Hand in Hand schwangen sich die nebelhaften Geschöpfe wie der Geist aus der Flasche in das dämmrige Gewölbe, jagten lautlos auf den Korridor und begannen auf dem Weg ins Zentrum Nh'or Thruu zu wachsen…

*

Als Baktar die Augen aufschlug, fuhr er zusammen.

Helles Sonnenlicht fiel durch die fadenscheinigen Vorhänge. Stimmengemurmel und leise Radiomusik erreichten seine Ohren.

Der Zigeuner war von einem Augenblick zum anderen hellwach.

Er richtete sich auf und stellte fest, daß er voll angezogen die Nacht auf dem dem Bett verbracht hatte.

Baktar hielt kurz den Kopf unter das kühle Leitungswasser, fuhr sich mit einem Kamm durch das dichte, blauschwarze Haar, packte dann seinen kleinen Koffer und lief nach unten.

Das Restaurant, in dem auch das Frühstück eingenommen wurde, war bereits leer. Die Leute aus der Herberge waren entweder abgereist oder bereits zum Strand hinunter gegangen. Von daher kam der Lärm.

Baktar aß ein Marmeladenbrot und trank den dünnen Kaffee. Er schmeckte scheußlich, aber das störte ihn heute nicht mal.

Er wollte versuchen, das beste aus diesem Tag zu machen und zu vergessen, was gestern alles passiert war…

Doch das war einfacher gesagt als getan.

Die grübelnden Gedanken kamen, die Erinnerung an ›Ramos‹, an die Verfolger und das schreckliche Feuer. Nun hatte er Abstand von den Dingen. Er ließ es sich nicht nehmen, daß irgend jemand intrigierte, daß die Polizei von unbekannter Seite falsch informiert worden war.

Er begriff nur das Warum nicht.

Nach dem Frühstück zahlte er seine Rechnung und verließ das Lokal.

Warm schien die Sonne in sein Gesicht. Der Himmel war strahlend blau.

Baktars Miene heiterte sich auf. Das schöne Wetter wirkte sich positiv auf seine Stimmung aus. Der junge Zigeuner schlenderte am Strand entlang und war die erste Zeit nach dem Verlassen der Herberge noch sehr bedacht darauf, seine Umgebung im Auge zu behalten. Dann ließ seine Aufmerksamkeit nach.

In einem Souvenirladen kaufte er eine Badehose und schlenderte zum Strand. Es herrschte allerhand Betrieb.

Baktar beobachtete verschmitzt lächelnd einige Badenixen in knapp sitzenden Bikinis. Die Mädchen vollführten eine Wasserschlacht.

In seiner unmittelbaren Nähe baute ein Junge eine Sandburg.

Obwohl der Strand hier nicht besonders schön war, es gab zuviele Steine, tummelten sich die Leute.

Hinter einem Felsvorsprung zog Baktar die Badehose an und lief dann ziemlich weit an den Strand. Er nahm ein erstes Bad und schwamm etwa dreihundert Meter weit hinaus. Kraftvoll und ruhig kehrte er in flacheres Wasser zurück.

Baktar breitete sein Handtuch aus und plazierte es geschickt in der Nähe einer einsam liegenden blonden Frau, die sich in der Sonne bräunen ließ.

Der Zigeuner stellte den kleinen Koffer so, daß er ihn ständig im Auge behielt.

Baktar hatte die Absicht, mit der Blondine anzubändeln, ein Gespräch in Gang zu bringen, aber dazu kam es nicht mehr.

»Mama – sieh' doch mal da!« schrie ein Knirps aufgeregt in seiner Nähe und sprang von einem Bein aufs andere. »Ein Schloß am Himmel.«

»Unsinn, Bertrand – red' nicht so dummes Zeug! Es gibt keine Schlösser im Himmel…«

»Aber man spricht doch auch von Luftschlössern – das ist eines, das ist eines…« Der kleine Kerl war etwa zehn Jahre alt, sauste an Baktar vorbei und starrte zum Himmel.

Unwillkürlich blinzelte auch Baktar in das strahlende Blau und grinste stillvergnügt bei den Worten des Jungen vor sich hin. Das Lächeln gefror auf seinen Lippen.

Der kleine Kerl hatte recht!

Wie von einer Tarantel gebissen richtete der Zigeuner sich auf. Wie ihm erging es auch anderen Strandbesuchern.

»Seht doch mal da!«

»Was ist denn das? Ich glaub', ich spinn'…«

»Eine Fata-Morgana, hier in dieser Gegend! Jetzt fehlen nur noch die Kamele, die am Himmelszelt entlanglaufen«, konnte ein älterer Mann in seiner Nähe die witzige Anmerkung nicht unterlassen.

Baktar konnte seinen Blick von dem Objekt am strahlend blauen Himmel nicht wenden. Die Erscheinung erfolgte in den späten Vormittagsstunden etwa sechzig Kilometer südwestlich von Arles.

Hunderte sahen das unglaubliche Bild.

Mitten über dem Meer hing tatsächlich eine Burg, genauer – die Reste. Eine riesige Ruine, die Baktar auf die Größe von zwei Jumbo-Jets schätzte.

Das gräulichbraune Gemäuer ›stand‹ am Himmel über ihnen. Deutlich zu erkennen war die klobige Fassade, die Zinnen und die einzelnen Türme, die groteske Schatten auf den Strand warfen.

Die Menschen sprangen auf. Einige rannten davon, weil sie es nun

doch mit der Angst zu tun bekamen.

Niemand war dies zu verdenken. Auch Baktar spürte beinahe körperlich die Bedrohung, die von diesem steinernen Koloß am Himmel ausging.

Mütter, die mit ihrem Kindern gekommen waren, rafften in aller Eile ihre Decken und Handtücher zusammen, packten ihre Babys und liefen, als würden sie von Furien gehetzt. Sie nahmen sich nicht mal die Zeit, in den meisten Fällen die Kinderwagen mitzunehmen.

Andere Menschen schrien erschrocken, wieder andere standen wie zu Salzsäulen erstarrt.

Baktar schraubte sich langsam in die Höhe.

Die Blondine neben ihm nahm die große Sonnenbrille ab und gab einen leisen, überraschten Aufschrei von sich, der ihr nicht bewußt wurde.

Dann war das Pfeifen und Donnern zu hören. Das Objekt schien sich mit ungeheurer Geschwindigkeit zu bewegen, wie ein Meteor, der in rasendem Flug der Erde entgegenstürzte.

Eine Burgruine, die aus dem Weltall kam! Was für eine verrückte Idee – aber das Bild der Wirklichkeit, das sich in diesen Minuten Hunderten von Zeugen bot…

Viele Touristen hatten Kameras dabei. Aber Baktar sah nur einen einzigen, der unablässig knipste und eine Aufnahme nach der anderen schoß, um das unheimliche Ereignis auf Film zu bannen.

Es war der kleine Bertrand, der eine einfache japanische Kamera benutzte.

Baktar sah auf der Decke seiner Nachbarin ebenfalls eine Kameratasche liegen.

»Gestatten Sie?« fragte er rasch. »Darf ich sie benutzen?!«

Ein irritierter Blick traf ihn. Die Blondine nickte, ohne ein Wort zu sagen. Offensichtlich war sie dazu nicht imstande.

Baktar riß die Kameratasche an sich, zerrte den Fotoapparat heraus und schoß seine Bilder.

Die Ohren schmerzten. Einige Menschen wälzten sich am Boden, konnten die Geräuschentwicklung nicht vertragen.

Groß und massig stand die klobige Ruine über ihnen. Zwischen zwei wuchtigen Türmen öffnete sich lautlos, wie von riesigen Geisterhänden bewegt, das Tor.

Seit dem Auftauchen der Ruine am Himmel waren noch keine drei Minuten vergangen.

Als das Tor sich öffnete, rechnete jeder damit, daß jetzt noch Außergewöhnlicheres geschah. Was würde aus dem Innern der heranjagenden Burgruine kommen?

Es kam nichts aus dem Innern – es kam etwas aus der entgegengesetzten Richtung!

Eine unheimliche Armada stieg geisterhaft lautlos aus dem Meer. Einen Moment glaubte Baktar die Umrisse einer riesigen, mit Mauern und Türmen bewehrten Stadt zu erkennen, die wie eine gigantische Krone über allem hing.

Ein Schauspiel, das gleichermaßen faszinierend und schaurig war, bot sich den Augen der entsetzten, ratlosen und staunenden Beobachter.

Der Himmel verdunkelte sich, als die Armada der geflügelten Schiffe sich davor schob. In nächster Nähe tauchten vier riesige Galeeren auf, die mit braunen Schwingen versehen waren. Sie erinnerten an die Flughäute urwelthafter Flugechsen, stark gezackt und gerippt.

Unter den Schwingen zeigten sich dunkle Löcher, aus denen sich die Rohre mächtiger Kanonen schoben.

Baktars Nackenhaare stellten sich, als er es in den Öffnungen aufblitzen sah, als das Donnergrollen der Schüsse den allgemeinen Lärm noch übertönte.

In die Erstaunens- und Erschreckensrufe mischten sich die ersten Todesschreie.

Die schweren Kugeln schlugen ein und rissen Lücken in die Reihen der Beobachter. Splitterndes Metall, Sand und Steine wurden durch die Luft gewirbelt. Und Menschen – ohne Arme, Beine oder Köpfe…

Es war grauenhaft, das Ereignis alptraumhaft, unverständlich. Baktar begann an seinem Verstand zu zweifeln.

Er war selbst eingehüllt in ätzenden Pulverdampf, der wie dichter Nebel über dem Strand lag. Nun war selbst das dunkle Gestein der nahen Felsen nicht mehr zu sehen.

Donnernd schlugen die schweren Kanonenkugeln ein und rissen den Strand auf. Die Menschen starben wie die Mücken.

Auch Baktar flog zu Boden, als eine Luftwelle ihn mitriß. Aus den Augenwinkeln nahm er den blutenden Körper der jungen blonden Frau wahr, die reglos am Boden lag.

In der dampfenden und tosenden Luft über sich verwehte der unwirkliche, bizarr verzerrte und ins Riesenhafte vergrößerte Schatten einer Reiterin, die in einer metallisch schimmernden, geflügelten Rüstung steckte.

Apokalypta, die ›ewige Unheilbringerin‹! Sie war wieder auf der Erde und hinterließ Tod und Verderben vom Umfang eines Krieges. Sie kannte keine Gnade. Es sollte und durfte keine Zeugen dieser außergewöhnlichen Situation für die Sterblichen geben. DerÜbergang erfolgte im hellen Tageslicht, nicht nach dämonischer Manier im Schutz der Nacht und der Schatten. Die Sonne beschien grell eine Szene, von der niemand etwas sehen und wissen sollte.

Die Ruine war da – ein gewaltiges Teilstück jener Zitadelle, in der

einst der Dämonenzeuger Shab-Sodd die Reise vom Makrokosmos in das mikroskopisch Kleine angetreten hatte. Die Hallen und Kammern waren noch jetzt erfüllt von der schwarzmagischen Energie, die seinerseits notwendig gewesen war, um Shab-Sodd in jene Bereiche zu schleudern, die die Dämonischen inzwischen völlig beherrschten. Ihr Ziel war es, auch das Normaluniversum zu unterwerfen, mit ihresgleichen zu besetzen und alles Lebende zu versklaven oder auszurotten.

Nur den wenigstens war bekannt, daß jeder Quadratzentimeter der Ruine die Kraft enthielt, die Shab-Sodd seinerzeit benötigte. Im Lauf der Jahrhunderte war sie nicht schwächer, sondern stärker geworden; durch den Angriff Björn Hellmarks auf das Zentrum der Zitadelle war sie in ihrer Gesamtheit zwar gespalten, aber nicht vernichtet worden. Große und kleinere Teile jener unheilbringenden Stätte waren noch verteilt in der sichtbaren wie der unsichtbaren Welt.

Die Reiterin mit der geflügelten Rüstung preschte ihrem aus dem Meer kommenden Heer voran und verschwand in der großen Türöffnung. Die ersten Galeeren aus dem Nichts folgten ihr. Grausame Gestalten waren auf Deck zu sehen, Monster von unbeschreiblicher Häßlichkeit.

Einige trugen Uniformen, die mit phantastischen Verzierungen versehen waren, andere waren nackt, dritte wieder Tiere mit einem Fellkleid versehen.

Ganze Breitseiten wurden abgefeuert, die Kugeln wühlten den Strand auf. Fliehende wurden durch die einschlagenden Geschosse in Stücke gerissen.

Baktar erhielt einen Schlag gegen die Schläfe, kippte um, und alle Eindrücke erloschen.

*

Als er die Augen aufschlug, wußte er im ersten Moment nicht, wo er sich befand.

Er hatte einen trockenen Mund und rissige Lippen. Sandkörner knirschten zwischen seinen Zähnen.

Die Armada am Himmel… die Ruine…

Plötzlich standen die Bilder in all ihrer Farbigkeit und Schrecklichkeit wieder vor ihm.

Mit leisem Aufschrei richtete er sich auf.

Sein Kopf schmerzte. Mit zitternder Hand tastete Baktar nach seiner rechten Schläfe. Er zuckte zusammen als er das frische Blut spürte. Es war warm, noch nicht verkrustet.

Baktar wußte, was das bedeutete. Nur wenige Sekunden waren vergangen, seitdem er einen Treffer abbekommen hatte.

Aber diese unheimliche Stille…

Alles vorbei?

Schweratmend richtete er sich vollends auf und versuchte die Schmerzen in seinem Schädel zu ignorieren.

Der Zigeuner stellte fest, daß er durch den Luftdruck zwischen die Felsen geschleudert worden und wie durch ein Wunder mit dem Leben davongekommen war.

Baktar taumelte um die Felswand. Die kleinen Steine unter seinen Füßen knirschten.

Zuerst warf er einen Blick an den Himmel und hielt Ausschau nach der Burgruine und den Galeeren mit den Echsenflügeln.

Der Himmel war strahlend blau, die Sonne nicht mehr verdunkelt, die letzten Nebelschleier überm Strand wurden von einer frischen Brise weggeweht.

Baktar wagte kaum den Blick zu senken. Langsam, verstohlen senkte er den Kopf.

Er blickte auf den Strand, und das nackte Grauen packte ihn.

Der Mann mußte sich an der kantigen Felswand stützen, um den Halt nicht zu verlieren.

Eine Armada des Schreckens hatte den Tod gebracht.

Leichen lagen am Strand. Die meisten wiesen Verstümmelungen auf.

Taumelnd näherte sich Baktar einem jungen Mann, der mit dem Gesicht zur Erde hinter einer Bodenwelle lag. Neben ihm stand ein Radiogerät, das leise spielte.

»Hallo?« rief Baktar. Er konnte an dem Fremden keine Verletzung feststellen. Dennoch rührte der Angerufenen sich nicht. Baktar tippte ihn mit dem Fuß an und drehte ihn dann vorsichtig auf die Seite.

Er schloß die Augen. Ein großer Splitter war oberhalb der Nasenwurzel in das Hirn des Mannes gedrungen und hatte ihn auf der Stelle getötet.

Baktar taumelte wie ein Trunkener über das Schlachtfeld.

Niemand mehr rührte sich. Und was ihn auch verwunderte, war die Tatsache, daß niemand aus dem nahen Ort und der Herberge kam, um nach dem rechten zu sehen. Der furchtbare Lärm und die Schreie der Sterbenden mußte doch bis zur Herberge gehört worden sein…

Er sah die Blondine, halb vom Sand zugedeckt. Tot! Er sah den älteren Mann, der sich über die Ruine am Himmel als Fata Morgana mokiert hatte – tot! Und er sah den Jungen, Bertrand, am Strand liegen. Auch der Knabe rührte sich nicht mehr. Tot! Seine Kamera hielt er umklammert.

War Baktar der einzige, der das unheimliche Inferno überstanden hatte? Und nur deshalb, weil er zufällig hinter die Felsen geschleudert worden war?

Leichen wurden von der Brandung ans Ufer geschwemmt.

Baktar sah genau vor sich drei Tote.

Jetzt waren es nur noch zwei… jetzt nur noch einer…

Im ersten Moment bekam er diese Tatsache gar nicht mit.

Dann stutzte er.

Der Boden, auf dem die drei Leichen gelegen hatten, glättete sich. Ein Krater füllte sich wieder, der von einer der Kanonenkugeln gerissen worden war.

Baktar überlief es eiskalt.

Die Spuren verwischten!

Decken und Handtücher verschwanden, Radiogeräte und Comichefte, die verstreut den aufgewühlten Strand zierten.

Fotoapparate verlöschten wie Kerzenflammen.

Baktar wußte nicht, wohin er zuerst sehen sollte.

Da vergingen Menschen und Gegenstände und verschwanden in einer Dimension, die menschlichen Blicken nicht mehr zugänglich war.

Wenn das so weiterging, würde der Strand innerhalb der nächsten zwei bis drei Minuten keine Spuren mehr von der ›Schlacht‹ zeigen, die vor wenigen Augenblicken hier über die Bühne gegangen war.

Baktar stöhnte. Gehetzt blickte er sich nach allen Seiten um und sah, daß er recht hatte mit seiner Annahme. Der Strand ›reinigte‹ sich von ganz allein.

Allen Toten und Gegenständen schien seit dem Angriff etwas anzuhaften, das sie aus der dritten Dimension verschwinden ließ.

Da warf er sich herum und taumelte auf der Stelle zu, wo er seine Sachen noch vermutete.

Er hatte Glück. In einer Bodenmulde, halb unter Sand und Steinen begraben, lag sein Koffer. Darin befand sich das Gefäß mit dem Manja-Auge! Er buddelte den Koffer aus. Mit einem raschen Blick vergewisserte der Zigeuner sich über das Tempo der ›Auflösung‹.

Es sah so aus, als ob eine geheimnisvolle, nicht sichtbare Gestalt vom anderen Ende des Strandes käme und würde mit einem riesigen Tuch alles zudecken, was an das Grauen erinnerte.

Baktar begann zu rennen, stolperte und hielt in der Bewegung inne, als er den kleinen Bertrand mit der Kamera in der Hand im Sand liegen sah.

Baktar streckte seine Finger aus, nahm die Kamera an sich und sah, daß der Film belichtet war. Da öffnete er den Deckel und nahm das Zelluloid heraus. Mit zitternden Händen steckte er den Film in den Gürtel seiner Badehose.

Der Auflösungs- und Veränderungsprozeß beschleunigte sich und war nur noch etwa zehn Schritte von dem Zigeuner entfernt.

Keuchend lief Baktar nochmal zu der Stelle zurück, wo seine Hose

lag und nahm sie an sich.

Dann eilte er, so schnell ihn seine Beine trugen. Jede Bewegung verursachte Schmerzen, er fühlte sich kraftlos und ausgelaugt.

Er schleppte sich an den steinig aufwärts führenden Uferrand, der direkt an die Straße stieß. Es bereitete ihm Schwierigkeiten, nach oben zu kommen. Auf allen vieren kroch er Richtung Straße, blieb liegen und warf einen Blick zurück.

Der Strand war leer. Kein Gegenstand, der an die Menschen erinnerte, die vorhin noch voller Entsetzen dem Grauen begegnet waren, war mehr zu sehen. Die Toten waren alle verschwunden.

Baktar lief die Straße entlang. Auf der anderen Seite hielt ein Citroen. Zwei Pärchen stiegen aus und befanden sich in bester Laune.

Baktar schüttelte den Kopf und lief ihnen entgegen.

»Nein«, sagte er, »gehen Sie nicht zum Strand hinunter – fahren Sie wieder nach Hause… da ist etwas Schreckliches passiert…«

Er wurde ausgelacht.

»Wahrscheinlich ist das Wasser zu kalt, wie?« fragte ein dunkelblonder, breitschultriger Mann.

Er warf einen Blick über den Straßenrand in die Tiefe.

»Kein Mensch weit und breit… wir finden noch die besten Plätze.« Aber dann wunderte er sich doch über eines. »Wo kommen nur all die vielen Autos her?«

Baktar hätte es ihm sagen können, aber er sah ein, daß es keinen Sinn hatte. Niemand würde ihm seine verrückte Geschichte glauben.

Die beiden Paare gingen zum Strand hinunter und rannten mit nackten Füßen und hochgekrempelten Hosenbeinen durch das seichte Wasser.

Atemlos stand Baktar oben auf der Straße.

Die Neuankömmlinge sahen also dasselbe wie er. Demnach hatte er nicht den Verstand verloren.

Würden die neuen Strandbesucher in irgendeiner Form in Mitleidenschaft gezogen werden?

Nein! Sie nahmen zwischen all den Leichen, Gegenständen und Einschußkratern, die man nicht mehr sah, ihre Plätze ein.

Nachwirkungen einer geheimnisvollen, unbekannten Substanz gab es also nicht.

Wieder ertappte Baktar sich dabei, daß er an seinem Verstand zu zweifeln begann. Sah und hörte nur er Dinge, die andere ganz anders wahrnahmen? Stimmte etwas mit seinen Sinnen nicht?

Seine Finger tasteten nach dem Film in seinem Gürtel. Fotografische Aufnahmen waren objektiv, eine Kamera hatte keine Sinne, die sich durch irgendwelche Manipulationen beeinflussen ließen.

Er schlüpfte in seine zerknitterte und versandete Hose. Er sah aus

wie ein Tramp, als er mit nacktem Oberkörper die Straße entlang ging. Er kam an der Herberge vorbei, in der er die Nacht verbracht hatte.

Die Fenster zum Lokal standen offen. Drin wurde hantiert. Geschirr klapperte. In Erwartung der Mittagsgäste wurde alles vorbereitet. In den beiden Etagen darüber waren die Fenster der Gästezimmer ebenfalls weit geöffnet. Die Decken und Kissen lagen aus. In einem Raum war das Zimmermädchen zu erkennen, das mit einem Staubsauger den Boden reinigte.

Die Herberge lag an erhöhter Stelle, die Fenster an der Seite wiesen zum Strand hin. Es war unmöglich, daß hier niemand von den unheimlichen Ereignissen etwas gemerkt haben sollte! Aber die Menschen in diesem Haus hatten überhaupt nicht reagiert.

Ihr Leben verlief in den gleichen Bahnen, im Alltagstrott… für sie war offensichtlich nichts geschehen.

Benommen und verwirrt lief Baktar weiter. Die unbefestigte Straße mündete in eine mit mittelalterlichem Kopfsteinpflaster.

Das Dorf lag unterhalb der aufwärts führenden Straße, jenseits der Bucht auf dem Erdhügel.

In den engen Gassen bewegten sich die Menschen. Viele Einheimische, viele Touristen. Die meisten Fremden standen vor den Keramikläden, die einen Schwerpunkt in diesem Ort bildeten.

Wie in Trance drängelte sich Baktar an den Menschen vorbei. Er brauchte nicht lange ein Fotogeschäft zu suchen.

In einer Seitengasse, abseits dem großen Getriebe, sah er ein rotgelbes Schild, das eine bekannte Marke zeigte und die Aufschrift trug ›Fotoarbeiten aller Art innerhalb 24 Stunden‹! Das war genau das, was er brauchte.

Er wollte den erbeuteten Film so schnell wie möglich entwickeln lassen.

Es schien ihm wie ein Wunder, daß die unheimliche Vernichtungsaktion bis auf den Kratzer an der Schläfe ziemlich bedeutungslos an ihm vorübergegangen war.

Unwillkürlich verfiel der Mann in einen leichten Laufschritt.

Nur einige Passanten befanden sich in der Gasse und begutachteten die Auslagen. Aus einem Fenster roch es penetrant nach Fisch.

Der Eingang des Fotogeschäfts lag etwas zurückgebaut. Erst kam ein Torbogen. Links und recht hingen grüngestrichene Schaukästen, die interessante Landschafts- und Stimmungsaufnahmen aus der Gegend zeigten, sowie Paß- und Gruppenaufnahmen von Einzelreisenden und Gesellschaften, die im Dorf einen Abstecher gemacht hatten oder sich eine Zeitlang hier aufhielten.

Über drei ausgetretene Treppen ging es nach unten in einen finsteren Raum. In dem Moment, als Baktar nach der rostigen

Eisenklinke griff, bog ein Passant um die Ecke des Torbogens.

Unwillkürlich wandte Baktar den Kopf.

Die Hand des Zigeuners lockerte sich wie unter einem Zwang von der Klinke, als er sah, wer da durch den zwielichtigen Torbogengang kam.

Der Mann war groß und trug einen hellen Sommeranzug, der seine elegante, gepflegte Erscheinung unterstrich. Er war braungebrannt, hatte ein aristokratisches Gesicht und helles, fast weißes Haar.

Baktar stockte der Atem.

Dieser Mann hatte gestern abend Ramos mit mehreren Schüssen niedergestreckt!

*

Gefahr! Das Alarmsignal gellte in ihm.

Baktars Körper straffte sich.

Der Todesschütze war mit zwei schnellen Schritten bei ihm.

»Sie?!« entrann es den Lippen des Zigeuners.

»Hm, genau. Ich nehme an, Sie haben niemand anders erwartet?« kam es spöttisch aus dem Mund des Mannes, der sich Ak Nafuur nannte. »So trifft man sich wieder. Es war doch gut, daß ich mich beeilt habe, ehe Sie Ihre Geschäfte erledigen konnten.«

Baktars Augen wurden schmal, zwischen den Brauen entstand eine steile Falte.

»Ich habe mit allem gerechnet, nur nicht damit«, stieß er heiser hervor. Er war an sich ein Mann, der auf veränderte Situationen schnell reagierte. Doch hier war es ihm, als wäre er in seinen Überlegungen und seiner Handlungsfreiheit eingeschränkt. Die Begegnung mit dem Mörder ›Ramos'‹ war für ihn wie ein Schock.

»Dabei bin ich die ganze Zeit schon hinter Ihnen her. Was Apokalypta nicht geschafft hat, werde ich nun wohl vollenden müssen.«

»Apokalypta?« dehnte Baktar das Wort.

Er war auf Abwehr eingestellt und spielte einen Moment mit dem Gedanken, sofort die Flucht zu ergreifen und auf die Straße zu rennen, wo sich noch viele andere Menschen befanden.

Aber seine Entscheidung fiel zu spät.

Der Fremde stand schon neben ihm. Etwas Hartes wurde Baktar in die Rippen gedrückt.

»Das ist die gleiche Waffe, mit der ›Ramos‹ das Zeitliche segnete«, sagte der andere rauh. »Machen Sie keinen Unfug, und Sie werden ein paar Minuten länger leben…«

»Sie werden es nicht wagen, hier in aller Öffentlichkeit abzudrücken«, stieß Baktar hervor.

»Sie irren! Es wird keinen unnötigen Krach geben. Dafür habe ich schon gesorgt. Gewöhnlich beseitigt man solche Schwierigkeiten mit einem Schalldämpfer. Sie sehen also – es geht alles…«

Baktar biß die Zähne zusammen.

»Aber Sie haben nach Apokalypta gefragt. Als höflicher Mensch bin ich es gewohnt, Antwort zu geben. Was halten Sie davon, wenn wir in den kleinen schattigen Innenhof gehen? Da sieht und hört uns niemand, und wir können über alles Anstehende ausführlich plaudern…« fügte der andere hinzu.

Während er sprach, verstärkte er den Druck der Waffe.

Es blieb Baktar nichts anderes übrig, als zu gehorchen.

Er ging seinem Gegner voraus und begann, Fluchtplane zu schmieden.

»Was wollen Sie von mir?« fragte er heiser. Vorsichtig hantierte er am Schloß seines Koffers, ohne daß der Bedroher etwas bemerkte.

»Das mitnehmen, was Sie ursprünglich dem Fotografen bringen wollten…«

»Den Film? Sie…« Baktar unterbrach sich und ärgerte sich über seine vorschnelle Reaktion.

»Ja, den Film…«

»Aber woher wissen Sie, daß…«

»Ich war in der Nähe. Ich bin Ihnen seit letzter Nacht gefolgt. Als ich merkte, daß Sie an den Strand gingen, habe ich Sie vorerst weiterhin in Ruhe gelassen, weil ich überzeugt davon war, daß Apokalyptas todbringende Armada auch sie erledigen würde. Aber sie sind davongekommen – durch einen außergewöhnlichen Zufall. Mehr noch! Es ist Ihnen sogar gelungen, Beweismaterial mitzunehmen. Und das sollte nun überhaupt nicht sein.«

Sie erreichten den schattigen Innenhof. Steinerne Bänke, ein leise plätschernder Brunnen, große Palmen in Holztrögen und Blumenanpflanzungen bestimmten das Bild.

Der Hof war quadratisch und lag völlig im Schatten. Außer den beiden Männern hielt sich kein Mensch hier auf. An den schmalen Fenstern zum Hof befanden sich Gitter, dahinter grüngestrichene Blumenkästen, in denen farbige Blüten rankten.

»Setzen Sie sich«, forderte ›Al Nafuur‹ Baktar auf. Er nahm neben dem willig folgenden Zigeuner Platz. »Ich wollte Sie noch einige Kleinigkeiten wissen lassen, ehe Sie sich still und heimlich davonmachen. Apokalypta – von ihr wollte ich berichten – ist eine der ranghöchsten Dämoninnen an der Seite Rha-Ta-N'mys…«

Diese Begriffe waren für den Zuhörer Bücher mit sieben Siegeln. Doch im Lauf der Erläuterungen begriff er, daß Rha-Ta-N'my die Dämonengöttin war, deren Thron irgendwo in der Tiefe des Universums stand. Nach und nach wurde ihm klar, daß Dinge auf der

Erde geschahen, in die nur wenige Menschen Einblick hatten, die aber tatsächlich alle angingen.

»Apokalypta strebt nach weitreichender Macht. Sie läßt keine Gelegenheit vergehen, dies unter Beweis zu stellen…«

»Und dazu ist es notwendig, daß Hunderte wie die Fliegen sterben. Ohne jegliches Motiv!« sagte Baktar erbittert.

»Oh, nein – ein Motiv gibt es natürlich«, sagte der Mann, der ihn mit der versteckten Waffe in der Hand bedrohte. Baktar nestelte noch immer nervös und äußerst vorsichtig am Verschluß seines kleinen Aktenkoffers. »Apokalyptas Armada befindet sich auf dem Weg in den Mikrokosmos. Die Kontrollstation verlangte, daß sie mit ihrer Armada über dieser Region den Wechsel vollzog. Menschen haben sie dabei beobachtet. Unnötige Zeugen, die verschwinden mußten.«

»Aber ihr Verschwinden wird viele Fragen auf werfen!«

»Das schon. Aber dabei wird es auch bleiben. Niemand wird diese Fragen beantworten können, weil es niemand gibt, er etwas gesehen hat. Und wo es keine Spuren gibt, existieren auch keine Beweise. Sie wird es auch nicht mehr geben, falls Sie daran denken sollten, irgendwelche Beobachtungen preiszugeben.«

*

Baktar war weiß wie ein Leintuch. Dies alles war zuviel für ihn. Seit gestern abend rissen die unangenehmen Ereignisse nicht mehr ab.

»Sie kamen zu mir – vor einigen Tagen«, murmelte er nachdenklich, »da hatte ich den Eindruck, daß Sie wirklich Hilfe brauchten. ›Ramos‹ hat Ihnen geholfen, so weit es ihm in seiner Situation möglich war. Sie haben ihn getötet, und nun wollen Sie mich ermorden. Aus welchem Grund?«

»Ganz einfach… mit ›Ramos‹ waren Sie eine Gefahr für alle, die Rha-Ta-N'my unterstehen, ein unkalkulierbares Risiko. Also mußte etwas geschehen. Ich habe die Lage richtig erkannt und zugegriffen. Ich bin nur ein niederer Diener, war es möglicherweise in der Vergangenheit. Doch es ist ein Platz frei geworden, den es einzunehmen gilt. Molochos ist zu den Menschen übergelaufen. Er war einst ein Schwarzer Priester auf der Insel Xantilon. Der Mann, der sich bis vor kurzem Ak Nafuur nannte, war davor Molochos gewesen. Mein wirklicher Name ist Gor Mlak, mit Molochos in die Reihen der schwarzen Helfer aufgenommen und doch untergeordneter Bedeutung. Nun ist meine Stunde gekommen, aus der Bedeutungslosigkeit emporzusteigen. Es wird einen neuen Molochos geben. Er wird entstehen wie ein Phönix aus der Asche, und sein Name wird sein – Molochos II! Von langer Hand wurde meine Ankunft vorbereitet. In der Stadt Apokalyptas, die im Nichts schwebt, für die Zeit und Raum

nicht existiert…

Dort erhielt ich meinen Schliff und wurde auf meine neue Aufgabe vorbereitet in den Reihen der Monster und Widerlinge, wie ihr armseligen Sterblichen sie bezeichnet. Kugelköpfe und Amazonen sind in Apokalyptas Stadt ebenso zu Hause wie nun auf den Schiffen, die in diesen Minuten wahrscheinlich schon die Fluten eines Meeres durchpflügen, um zu Nh'or Thruu vorzustoßen.«

»Das Böse… es ist überall«, wisperte Baktar wie in Trance.

»Und es ist nicht zu besiegen«, fügte Gor Mlak mit grausamem Lächeln hinzu.

»Oh doch, das ist es. Man muß nur den Weg kennen…«

»Um ihn kennenzulernen – dazu hast du keine Zeit mehr. Gib' mir den Film…« Er hielt die andere Hand fordernd hin.

»Wieso siehst du so aus wie der Mann, der mit Hilfe ›Ramos‹, des Manja-Auges und der magischen Diener auf der Welt Zoor getragen werden wollte?« Baktar versuchte Zeit zu gewinnen, um den Entschlossenen von seinem Tun abzubringen.

»Weil es mir Freude bereitet, in der Gestalt jenes Mannes aufzutreten, der einst Molochos war. Ich habe über die Welten hinweg die Brücke geschlagen, um seinen Leib, seine Psyche anzuzapfen. Ich bin in der Lage, in der Gesamtheit seines Körpers ganz er zu sein – nicht nur sein äußeres Bild darzustellen. Je intensiver ich sein Leben führe, desto kraftloser wird er werden. Ich könnte ihn auf der Stelle töten, aber ich brauche ihn noch…«

»Wie ein Vampir«, stieß Baktar angewidert hervor, dem manches klar geworden war.

»Ein Vampir hat meistens mehrere Wirtskörper. Daran halte auch ich fest. Es gibt inzwischen einen zweiten Organismus, den ich anzapfen kann, zu dem ich die Brücke nach Arnagk schlagen konnte… diesen Mann kennst du auch sehr gut…« Noch während Gor Mlak sprach, vollzog sich eine Veränderung mit ihm.

Die Augenbrauen wurden dunkler und dichter, der Haaransatz ging zurück. Eine Glatze entstand. Das Gesicht wurde breiter, die Wangenknochen standen höher.

Plötzlich saß ein breitschultriger Inder neben Baktar.

Der Zigeuner fuhr zusammen, als er den Mann wiedererkannte, der gestern am späten Abend mit Hilfe ›Ramos‹ in den Mikrokosmos schleuste.

Das war Rani Mahay, wie er leibte und lebte.

Gor Mlak verriet dem entsetzten Baktar, daß sowohl Ak Nafuur als auch Rani Mahay die gleiche Welt erreicht hätten und sich sogar wieder in dieser befänden.

»Das ist ausgeschlossen!« entfuhr es dem Zigeuner.

»Sie sind beide der gleichen Person begegnet, die mit Hilfe eines

Magiers namens Skash die Pyramide beherrscht. Dieser Mann hat sowohl Ak Nafuur als auch Rani Mahay in diese Welt zurückgebracht, als ihr beider Gesundheitszustand sich so verschlechterte, daß er meinte, nur noch sofortige ärztliche Behandlung könne das Übel beheben.

Aber er befindet sich im Irrtum. Er brachte sie ins Krankenhaus – und die Ärzte stehen vor einem Rätsel! Manchmal fallen im Leben die Würfel besonders gut. Ak Nafuur und Rani Mahay liegen nur einige Kilometer von hier entfernt in der nächst größeren Stadt im Hospital ›St Étienne‹.«

»Ich glaube es nicht«, schüttelte Baktar den Kopf.

»Das spielt keine Rolle. Du kannst es aber als Gewißheit mit in den Tod nehmen…«

Baktar erkannte im Auge seines Gesprächspartners die Veränderung.

Nur eine Sekunde blieb ihm Zeit zur Reaktion.

Er warf sich blitzschnell nach vorn und stürzte zu Boden.

Gor Mlak – noch immer als Rani Mahay – drückte im selben Moment ab.

Es gab nur ein dumpfes ›Plopp‹. Die Kugel zischte durch die Luft, schlug in den gegenüberstehenden Pflanzkübel und blieb in der feuchten Erde stecken.

Zu einem zweiten Schuß durfte es' nicht kommen.

Baktar riß sein Bein empor, als Gor Mlak automatisch die mit einem Schalldämpfer versehene Waffe herumzog.

Baktars Stiefelspitze knallte gegen die Hand des Schützen. Der gab einen überraschten Aufschrei von sich.

Die Waffe wurde Gor Mlak aus der Hand getreten und flog in hohem Bogen über die nächste Steinbank, wo sie scheppernd liegen blieb.

Durch den Sturz war die Rolle mit dem belichteten Film aus Baktars Gürtel gerutscht und kullerte dem Unheimlichen aus der Stadt Apokalyptas genau vor die Füße.

Der Verschluß des Koffers war aufgeschnappt, und Baktars Utensilien lagen verstreut am Boden.

All das kümmerte ihn in diesen aufregenden Sekunden, in denen es um sein Leben ging, wenig.

Er rollte sich herum und griff nach dem aus dem Koffer kippenden Gefäß. Das Manja-Auge rutschte über den Rand. Die farbigen Gestalten bewegten sich fließend an der Innenwand entlang.

Baktar riß Auge und Gefäß zu sich herüber. Den Film hielt Gor Mlak schon umklammert.

Der Schwarze Priester kam auf die Beine und taumelte. Die Nähe des aus dem Gefäß gerutschten Manja-Auges wirkte sich auf ihn aus.

Die ›magische Bremse‹ schenkte Baktar genügend Zeit, um sein Vorhaben ganz auszuführen.

Er ging nur in die Hocke, warf das rubinrote versteinerte Auge in das Gefäß und umklammerte es mit beiden Händen.

»Helft mir!« stieß er erregt hervor. »Laßt ihn seine Taten nicht weiter ausführen! Er ist in dieser Welt fehl am Platz. Tragt ihn in die andere Welt, bringt ihn fort von hier.! Er soll für alle Zeiten dort bleiben.«

Ein abgrundtiefes Stöhnen kam aus dem Mund des Mannes, der Rani Mahay glich wie ein Zwillingsbruder. Gor Mlak warf sich nach vorn. Er begriff, daß es um seine Existenz ging, daß er im letzten Augenblick von einem Normalsterblichen überlistet worden war, der sogar die Gelegenheit ergriff, ihn ein für allemal im Nichts verschwinden zulassen!

Mlak kam nicht weit.

Er schaffte es gerade, einen Fuß vor den anderen zu setzen. Da schwärmten die nebelhaften Gestalten in gespenstischer Lautlosigkeit aus dem geflügelten Gefäß.

Die dienenden Geister des Universums hüllten Mlak ein. Der schlug und trat um sich. Seine Hände und Füße durchdrangen die farbige Substanz der menschenähnlichen nackten Wesen, ohne ihnen etwas anhaben zu können.

Mlak wurde völlig umschlungen und festgehalten, ohne sich befreien zu können. Seine Anstrengungen nützten ihm nichts.

Er riß die Arme empor, stand auf der Stelle gebannt, blickte haßerfüllt zu Baktar herüber und verging langsam wie ein Nebelschweif.

Alle verschwanden, der Schwarze Priester der niederen Rangstufe und das Heer der dienenden Geister. Nicht ein einziges der gespenstischen Geschöpfe aus dem magischen Gefäß blieb zurück.

Innerhalb von Sekunden schrumpfte das Manja-Auge zur Hälfte, dann um einen weiteren Teil und war jetzt nur noch erdnußgroß. Auch dieser Rest schmolz wie Schnee unter der wärmenden Sonne. Das Gefäß war leer! Grau und matt wie Blei wurden die Innenwände.

Baktar hielt den Atem an. Bis zur Neige hatte er niemals den > Energiespenden verbraucht, einen Rest hatte er immer übrig behalten. Selbst kleinste Splitter waren bei all den Vorgängen, die er in die Wege geleitet hatte, immer nur um kaum wahrnehmbare ›Mengen‹ abgebaut worden.

Hier aber ging alles rasend schnell.

Und er hatte keine Möglichkeit, den Verbrauch zu stoppen.

»Kommt zurück…«, wisperte er. »Es ist genug…«

Er fürchtete, daß schon jetzt zu wenig oder überhaupt keine Energie mehr vorhanden war, den Geistern die Rückkehr zu

ermöglichen.

Genauso kam es.

Die feingesponnenen Flügel auf beiden Seiten des Behälters wurden faltig und schnurrten zusammen wie eine dünne Plastikhaut, die plötzlich unter hohe Hitzegrade geriet.

Aus und vorbei! Baktar begriff das Geschehen in seiner ganzen Tragweite.

Gor Mlak war irgendwo in die tiefsten Tiefen des Nichts geschleudert worden, hineingerissen von den Geistern, die auch er trotz seiner furchtbaren Gaben nicht bändigen konnte.

Entweder waren die dienenden Helfer nicht mehr in der Lage, zurückzukehren, oder sie wollten nicht mehr, weil sie sich in einer grenzenlosen Freiheit befanden.

Zwei Minuten waren seit dem Angriff der Geister auf Mlak vergangen. Baktar kamen sie vor wie eine Ewigkeit.

Er raffte seine Sachen zusammen, warf alles achtlos in den Koffer und rannte dann aus dem menschenleeren Innenhof, in dem eine schicksalsschwere Begegnung stattgefunden hatte.

Er atmete auf, als er die enge Gasse hinter sich hatte und wieder Menschen sah, Menschen, die nicht gesehen hatten, was er sah, die nicht wußten, was ihm bekannt geworden war.

An der Ecke zur Hauptstraße fand er vor einem Restaurant ein Taxi.

Das nahm er.

Der nächste Ort lag zwölf Kilometer entfernt.

Baktar wollte auch die letzte Wahrheit wissen über Al Nafuur und Rani Mahay, die angeblich im Hospital ›St. Etienne‹ untergebracht waren, kraftlos und erschöpft, Opfer eines Vampirs aus einer anderen Welt…

*

Er konnte es kaum erwarten, bis der Wagen hielt.

Noch ehe der Fahrer bremste, warf Baktar einen Blick auf das Taxometer, kramte einige Geldscheine aus dem Koffer und sprang dann nach draußen, kaum daß der Wagen vor dem Portal hielt.

Das Krankenhaus war in einem alten Gebäude untergebracht. Düster und schattig war der Innenhof, die Wände der schwefelgelben Fassaden blatternarbig und unansehnlich.

Eine Schwester saß in der kleinen Portiersloge und merkte den Besucher nicht, der ohne stehen zu bleiben an der grünweiß gestreiften Barriere vorbeiging, durch den Hof rannte und die fünf Sandsteinstufen zu der wackeligen, verglasten Tür hochlief.

Der Korridor war schmal, hatte einen wurmstichigen Dielenboden,

und an der Decke hing in jedem Gang ein Ventilator, der sich langsam drehte, als wolle er jeden Augenblick aufhören.

Zu einem der Räume stand die Tür offen. Eine Schwester saß an einem uralten Schreibtisch.

»Tag«, sagte Baktar von der Türschwelle her.

Die Angesprochene blickte auf. Sie war noch jung und sah gut aus.

»Ja, bitte?« fragte sie freundlich lächelnd.

»Ich suche meine Freunde. Habe zufällig gehört, daß sie gestern hier eingeliefert wurden. Unter recht mysteriösen Umständen…«

»Name?«

»Rani Mahay und Ak Nafuur…«

Die Schwester zog die Augenbrauen hoch. »Diese Namen sind nicht in der Patientenkartei«, sagte die erstaunt.

Kein Wunder, dachte Baktar bei sich. Keiner der beiden hatte Gelegenheit, es mitzuteilen. Sie waren bewußtlos oder entkräftet.

Er beschrieb sie. Rani und Ak Nafuur…

Da wurden die Augen der Schwester groß. »Ja, ich weiß, wen Sie meinen. Gut, daß sich endlich jemand meldet, der die beiden kennt.« Sie erhob sich. »Am besten wird es sein, wenn Sie erst Dr. Beau sprechen, bevor Sie zu Ihren Freunden gehen. Ich weiß nicht, ob…«

Ihr Kinn klappte herab, ihre Augen wurden noch größer, als würde sie einen Geist sehen.

Baktar folgte der Richtung ihres Blickes.

Im Korridor vor ihm, drei Türen entfernt, trat in diesem Moment eine schwankende Gestalt aus dem betreffenden Raum.

Der Mann war groß, breitschultrig, mindestens zwei Zentner schwer und fiel zusätzlich noch durch seine prächtige Vollglatze auf.

»Rani Mahay!« schluckte Baktar.

Er lief nach vorn. Die Schwester rief etwas durch den Korridor, forderte den Patienten auf, sofort wieder ins Bett zu gehen, und lief dann doch hinter Baktar her.

»Sie sind wach?« wunderte sich die Krankenschwester, Rani von Kopf bis Fuß musternd, als könne sie nicht glauben, daß er in Lebensgröße vor ihr stand.

»Wie Sie sehen, Schwester«, sagte der Inder fröhlich. »Ich habe mich soeben entschlossen, mir ein wenig die Beine zu vertreten. Ich weiß zwar nicht, wie lange ich schon flach liege – aber es ist anzunehmen, daß es schon viel zu lange war…«

»Ihr Freund, der ältere Mann mit dem weißen Haar. Wie geht es ihm… was macht er? Ist auch er.?«

Rani trat zur Seite, um ihr einen Blick in das Innere des engen Zimmers zu ermöglichen.

Ak Nafuur richtete sich auf. Schwach, aber glücklich lächelnd. Sein Gesicht war spitz, die Haut aschfahl. Er wirkte überanstrengt und

erschöpft.

»Dr. Beau… Dr. Beau muß unbedingt her«, stieß die Schwester hervor. »Er wird es nur glauben, wenn er es sieht.«

Sie lief davon und rief nach dem Arzt, der jedoch nirgends erreichbar war.

»Vielleicht hält Dr. Beau gerade seinen Mittagsschlaf«, knurrte Rani und grinste Baktar breit an. »Scheint, daß wir bei Nacht und Nebel hier angekommen sind und zu nachtschlafender Zeit einigen Leuten die Ruhe geraubt haben. – Ich bin erstaunt, Baktar, Sie hier zu sehen. Wenn Sie mir jetzt noch sagen, wo wir uns befinden?«

Baktar nannte den Namen des Ortes.

Rani zog die Augenbrauen hoch. »Er muß das gemacht haben, was ich ursprünglich im Sinn führte, als ich Ak Nafuur in bedenklichem Zustand vor mir liegen sah und selbst Skash ihm nicht helfen konnte…«

»Skash? Wer ist das?«

»Ein Mann, der in einer fliegenden Pyramide zu Hause ist… das klingt verrückt, ich weiß. Aber es ist die reine Wahrheit. Friedrich Chancell ist als erster Mensch auf ihn gestoßen…«

»Fliegende Pyramide… Friedrich Chancell?«

»Ich werde Ihnen zur rechten Zeit alles erklären, Baktar. Es scheint, daß unser Zustand hier sich allein durch die uns zuträgliche Welt, in die wir natürlich hineingeboren wurden, grundsätzlich geändert hat…«

»Nein, so einfach ist es nicht«, widersprach der Zigeuner. »Es hat mit Gor Mlak zu tun… Sie und Ihr Freund wurden Opfer eines Vampirs, der auf geistiger Basis Ihr Leben anzapfen, von Ihrer Substanz existieren konnte…«

Mahays Augen verengten sich.

»Das hört sich alles sehr interessant an, Baktar. Ich werde das komische Gefühl nicht los, daß wir uns beide eine Menge zu erzählen, zu erklären haben. Am besten begeben wir uns dorthin, wo wir keine Gor Mlaks und ähnliche Brut zu befürchten haben und wir unsere Situation in aller Ruhe überdenken können. Und Ak Nafuur nehmen wir gleich mit…«

Rani ging ans Bett des ehemals Schwarzen Priesters, der zusehends an Kräften gewann.

Baktar wußte, was dies bedeutete. Gor Mlaks Einflüsse wirkten nicht mehr. Der Vampir war entweder tot oder jenseits aller Räume und Zeiten, so daß er seine geistige Nahrungsbrücke nicht mehr aufrechterhalten konnte.

Rani nahm Ak Nafuur bei der Hand. Er faßte mit der anderen Baktar und dachte an die Insel, auf der er sein Glück gefunden hatte.

Er konzentrierte sich ganz auf Marlos…

… und im nächsten Augenblick verschwanden drei Menschen aus dem engen Krankenzimmer.

Als die Schwester endlich Dr. Beau gefunden hatte und sie durch den Korridor eilten, um die beiden Patienten zu begutachten, die in der letzten Nacht von einem Fremden unter mysteriösen Umständen und ohne Angaben der Namen und Anschriften eingeliefert worden waren, fanden sie das Krankenzimmer leer…

*

Es war ein eigenartiges Gefühl, das ihn zwang, sich nochmal umzudrehen und die wenigen Schritte bis zur Gangbiegung zurückzugehen.

Wiegte Nh'or Thruu ihn nur in Sicherheit oder hielt er sich an die Abmachungen?

Björn Hellmark sah Carminia Brado, die unverändert an der gleichen Stelle stand. Dahinter im Zwielicht das Ufer, das schwarze, zähe Wasser, die Insel mit dem Pflanzenmenschen Nh'or Thruu, dessen gigantisches Hirn eine ganze Welt beherrschte.

Es schien alles seine Richtigkeit zu haben, der Bluff zu funktionieren.

Da nahm Björn aus den Augenwinkeln die regenbogenfarbenen Gestalten wahr, die mannsgroß durch den Gewölbegang glitten und auf ihn zuschnellten. Die Geister des grauen Riesen, die winzigen Gestalten aus dem magischen Gefäß – derart vergrößert?

Die Atmosphäre ringsum wirkte mit einem Mal viel klarer. Es schien, als würde sie durch die Berührung mit den Gestalten gereinigt, heller, freundlicher.

Die Geistgeschöpfe passierten den Durchlaß. Mit zwei, drei schnellen Sätzen jagte Hellmark hinter ihnen her.

Was dann geschah, ereignete sich so schnell und war so verwirrend, daß er erst durchblickte, als es schon zu spät für ihn war…

Die farbenschillernden Nebelgestalten passierten den Durchlaß. Ein wilder Aufschrei, der aus tausend Kehlen gleichzeitig kam, hallte durch die Halle im Mittelpunkt der Dämonenwelt Zoor.

Die Carminia-, Arson- und anderen Puppen wirbelten durcheinander. Die Köpfe flogen, ohne daß eines der Geistgeschöpfe Hand angelegt hätte. Die runden Köpfe rollten wie leuchtende Balle über den nackten Felsboden und wurden zu Staub. Die Körper vergingen auf die gleiche Weise.

Hellmark hatte das Gefühl, als wäre jenes geheimnisvolle Band zwischen seinem Doppelkörper Macabros und ihm wieder geknüpft, die Macht Nh'or Thruus völlig isoliert, der die Verbindung gekappt

hatte.

Macabros!

Während Björn Hellmark sich Carminia entgegenwarf und die günstige Situation für sich erkannte, ließ er sofort seinen Doppelkörper materialisieren.

Es funktionierte!

Mitten im Zentrum des Grauens lösten die dienenden Geister der grauen Riesen die Atmosphäre des wahnwitzigen Dämons auf.

Neben Hellmark entstand dessen Zweitkörper, der sich in nichts vom Original unterschied.

Björn wollte sicher sein.

Mit Macabros umfaßte er Carminia Brado. Sie flog ihm förmlich in die Arme.

Er versetzte sich sofort in das Gewölbe, in dem Arson auf sie wartete und erkannte, auf welche Weise der Freund die Geister aktiviert hatte.

»Carminia bleibt hier zurück!« rief Macabros! »Paß' auf sie auf!«

»Ich werde sie hüten wie meinen Augapfel!« lacht Arson, der merkte, daß etwas in Bewegung geraten war.

Schon verschwand Macabros wieder und er stand nun im Zentrum des Schreckens. Er verlor keine Zeit, die Entscheidung herbei zu führen. So günstig, wie die Situation im Moment war, würde sie sich möglicherweise nie wieder bieten.

Er schickte nicht nur Macabros auf die Insel – er ließ durch seinen Zweitkörper seinen Originalleib mitnehmen.

Denn durch die Verdoppelung entstand ein wunderbarer Effekt. Er verfügte dann auch über zwei Schwerter.

Die farbigen Geistergeschöpfe kreisten um Nh'or Thruu wie ein Regenbogenring. Das Geschöpf aus dem Stengel schrie wie von Sinnen. Die dienenden Helfer preschten in die dicksten Stränge vor, die das Netzwerk über dem kleinen offenen Kopf näherten. Das verfaserte Geflecht wetterleuchtete. Es blitzte, als würde ein Unwetter sich in dem gigantischen Gebilde entladen.

Hellmark und Macabros kamen mitten auf der Insel an.

Björn und sein Doppelkörper standen dem unbarmherzigen Todfeind gegenüber.

»Dies ist die Stunde, auf die ich gewartet habe, Nh'or Thruu«, stieß Hellmark hervor. »Tausende und Abertausende von Leben hast du auf dem Gewissen. Du selbst hast den tausendfachen Tod verdient… Wenn es dich nicht mehr gibt, Nh'or Thruu, wird deine ganze Welt zusammenbrechen, und es kann sein, daß der Tag kommen wird, an dem neues Leben aus den Ruinen entsteht!«

»Niemals! Selbst, wenn ich vergehe, Narr – werden andere kommen, die mein Werk fortsetzen!« Nh'or Thruus Stimme überschlug

sich.

Hellmark und Macabros stießen zur gleichen Zeit mit dem › Schwert des Toten Gottes ‹ zu.

Nh’or Thruu wurde durchbohrt. Sein Körper reckte sich, der dicke Stengel, in dem sein Leib verankert war, verfärbte sich und nahm ein häßliches, fahles Gelb an…

»Dies allein genügt nicht!« gellte die Stimme des wahnsinnigen Herrschers dieser unfaßbaren Welt an sein Ohr, und Hellmark fuhr zusammen.

Erneut stach er zu.

»Dies ist nicht deine, sondern meine Stunde. Deine Rechnung… geht nicht auf!«

Die Stimme klang schon matter, aber das unheimliche Dämonenwesen lebte noch immer.

Die farbigen Nebelgestalten verschwanden. Irgend etwas vertrieb sie.

Björn fühlte seinen Körper bleischwer werden, und ohne sein Dazutun begann Macabros zu wanken.

Er mußte weg von der Insel!

Aber es ging nicht mehr. Macabros war verschwunden, er konnte ihn nicht erneut entstehen lassen!

Das Zwielicht war wieder vorherrschend, und seltsame, unheimlich klingende Sphärenklänge erfüllten die Luft.

Seine Augen weiteten sich.

Alle Felswände über dem schwarzen Säuresee glitten knirschend in die Höhe wie Vorhänge. Der Blick auf ein endloses, unterirdisches Meer wurde frei, das die Insel Nh’or Thruus nach allen Seiten hin umgab.

Das Meer war nicht leer. Tausende und Abertausende von Schiffen und Galeeren näherten sich. Sie sahen gespenstisch aus. Massig der Rumpf, hochragend die Masten, am Bug dämonenfratzige Galionsfiguren. Weit spannten sich die Schwingen aus Luv und Lee und erweckten den Eindruck, als wollten sie jeden Augenblick von der Wasseroberfläche abheben.

Und ihrer Armada voran schwebte die berittene Apokalypta, die ›ewige Unheilbringerin‹ durch die dämmrige, pulsierende Luft. Triumphierend breitete sie die Arme aus. Die Flügel der Metallrüstung spreizten sich.

»Du bist in der Falle, Björn Hellmark!« tönte die kalte Stimme der Dämonin über das Meer. »Ich werde vollbringen, was ich einst versäumt habe. Damals vor zwanzigtausend Jahren! Hätte ich dich da schon vernichtet – würde es dich heute nicht geben. Den Fehler der Vergangenheit will ich wieder gut machen, in der Vergangenheit…«

Die Luft wurde siedend heiß. Hellmark ging in die Knie, als ob

einige Zentnergewichte ihn drücken würden.

Seine Umgebung veränderte sich rasend schnell. Das dämmrige Gewölbe wurde zu einer freundlich beleuchteten Halle. Das Innere eines Palastes!

Vor ihm war ein reich verzierter Thron, darauf saß ein Mann. Ein Herrscher mit Spitzbart, grausam blickenden Augen und einem Helm auf dem Kopf. Der Thron wurde flankiert von fast nackten Amazonen, die mit Pfeil und Bogen bewaffnet waren.

Dann sah Hellmark die Dinge nicht nur – er spürte und erlebte sie mit, mit all seinen Sinnen!

Er wurde gepackt, über den Boden geschleift und konnte sich nicht mehr wehren. Er hielt kein Schwert mehr in Händen. Die Hände waren ihm auf den Rücken gebunden.

Zwei der grausam grinsenden Kugelköpfe, die in der Vergangenheit der Erde auf der Insel Xantilon eine große Rolle spielten, hatten ihn gepackt und schleppten ihn dem Herrscher auf dem Thron entgegen.

Ein furchtbarer Verdacht kam Björn.

Björn? War er das eigentlich noch?

Vor zwanzigtausend Jahren, in seinem ersten Leben – war er ein kämpferischer Barbar gewesen, dem man den Namen ›Kaphoon‹ gegeben hatte.

Hellmarks Bewußtseinsinhalt wich, dafür erfüllte ihn der aus seinem ersten Leben, voll und ganz.

Dies war keine Einbildung, kein Traum, keine Vision.

Die Falle schnappte zu.

Der wahnsinnige Nh'or Thruu und die grausame Apokalypta hatten sich einen furchtbaren Plan ausgedacht und führten ihn nun gemeinsam aus.

Sie versetzten ihren Gefangenen um zwanzigtausend Jahre in die Vergangenheit zurück…

Ende des 3. Teils

Björn Hellmark alias Macabros

Die Abenteuer eines außergewöhnlichen Menschen

Björn Hellmark ist der Erbe der unsichtbaren Insel Marlos, die in der Clarion-Graben-Zone genau zwischen Hawaii und den Galapagos-Inseln liegt.

In der Geister-Höhle bewahrt er seine Trophäen auf, die er im Kampf mit Geistern, Dämonen und jenseitigen Mächten gewann, und die von großer Bedeutung für ihn sind.

Er besitzt:

1. das Schwert des Toten Gottes, das nur seine Hand führen kann.

2. die Dämonenmaske. Sie verwandelt seinen Kopf in einen Knochenschädel. So jedenfalls nehmen menschliche Augen ihn wahr. Dämonen sehen etwas darin, das sie zerstört.

3. den Trank der Siaris. Er bewirkt geistige Weitsicht. Zum falschen Zeitpunkt angewendet, bringt er jedoch den Tod.

4. die sieben Augen des Schwarzen Manja. Das sind faustgroße, rubinrote Objekte, die aussehen wie ungeschliffene Edelsteine. Sie heißen deshalb Manjaaugen, weil sie tatsächlich von dem Heiligen Vogel stammen, der in der Vergangenheit der Erde auf Xantilon lebte und etwa 700 Jahre alt wurde. Die Augen toter Manjas wurden zu Stein, die Körper vergingen.

5. Velenas Armreif. Er bewirkt Unsichtbarkeit. Darf aber nicht zu oft angewandt werden, da sich die darin gespeicherten magischen Energien mit der Zeit verbrauchen.

Hellmark hat die Gabe, sich zu verdoppeln. Sein Doppelkörper heißt Macabros. Björn war in einem ersten Leben Kaphoon, ein Kämpfer für Recht und Freiheit.

Mit Björn Hellmark lebt eine Anzahl weiterer Menschen auf Marlos. Jeder hat eine eigene, einfach eingerichtete Blockhütte.

Carminia Brado: Brasilianerin von atemberaubender Schönheit. Hellmark nennt sie zärtlich »Schoko«. Sie hat ebenfalls schon mal gelebt, vor zwanzigtausend Jahren. Da war sie Loana, die Tochter des Hestus.

Rani Mahay: Inder, genannt »Der Koloß von Bhutan«. Kann mit bloßem Willen wilde Tiere zähmen.

Pepe: Hellmarks Adoptivsohn aus den Urwäldern Yukatáns. Er verfügt über parapsychologische Fähigkeiten. In seiner Gegenwart verbiegen sich Bestecke, zerplatzen Glühbirnen, bleiben Fahrstühle und Rolltreppen und manchmal auch Autos stehen…

Al Nafuur: Zauberpriester aus Xantilons Vergangenheit. Er existiert als Unsterblicher in einem Zwischenreich. Manchmal nimmt er geistigen (telepathischen) Kontakt zu Björn Hellmark auf.

Ak Nafuur: Zwillingsbruder. Jahrtausende lang nannte er sich Molochos, um ewiges Dämonenleben zu besitzen. Mit Hilfe der sieben Manjaaugen konnten die bösen Geister der Dämonengöttin Rha-Ta-N'my aus seinem Körper vertrieben werden.

Camilla Davies: Medium aus London.

Alan Kennan: Junger Mann, der Björn jegliche nur denkbare Unterstützung zukommen läßt.

Jim, dar Guuf: Sein Vater war ein Kugelkopf, seine Mutter eine Menschenfrau, die gegen ihren Willen in die Vergangenheit der Erde verschlagen wurde. Jim wurde in der Gegenwart geboren. Er sieht aus wie ein Dämon – und ist eine Seele von Mensch. Durch sein Äußeres fällt er überall auf und die Menschen erschrecken vor ihm. Das macht ihn traurig. Auf Marlos fühlt er sich wohl.